This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

,234

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

Plotte rem.

3

Ueber das Pathologiſche bei Goethe.

Von demſelben Verfaſſer erſchienen im gleichen Verlage:

Nervenkrankheiten. Ein kurzes Lehrbuch. VIII, 188 S. 1893 geb. M. 4.50

Neurologiſche Beiträge. 4 Hefte. 1894—1895. M. 14.—

I. Heft: Ueber den Begriff der Hyſterie und andere Vorwürfe vorwiegend pſychologiſcher Art. VI, 210 S. 1894. M. 4.—

II. Heft: Ueber Akineſia algera. Zur Lehre von der Nervoſität. Ueber Seelenſtörungen bei Chorea. VI, 137 S. 1894. M. 3.—

III. Heft: Zur Lehre von der Tabes. IV, 154 S. 1895. M. 3.—

IV. Heft: Ueber verſchiedene Formen der Neuritis. Ueber verſchiedene Augenmuskelſtörungen. IV, 216 S. 1895. M. 4.—

V. Heft: Unter der Preſſe.

Ueber das

Pathologiſche bei Goethe.

Von

P. J. Möbius.

Leipzig 1898.
Verlag von Johann Ambroſius Barth.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

German
wahr
7-13-44
50623

Inhalt.

A. Goethes Werke.

Seite

Einleitung 1
Bemerkungen über die Bedeutung krankhafter Geisteszustände außerhalb der Irrenanstalten 1
Bemerkungen über die Nothwendigkeit einer idealistischen Auffassung zum Verständnisse krankhafter Geisteszustände 6
Ueber Goethes Dualismus 10
Ueber Gegensätze und Beziehungen zwischen dichterischer und wissenschaftlicher Auffassung krankhafter Geisteszustände 12
Ueber die Frage wie Goethe Kenntniß von krankhaften Geisteszuständen erhielt 19
Goethes Abneigung gegen Tollhäuser 19
Ueber das Irrenwesen in Frankfurt a. M. und im Herzogthume Weimar am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts 21
Ueber Goethes Berührungen mit Geisteskranken, Belehrung durch Lectüre und Gespräch 28
Ueber Goethes Termini 32
I. Werthers Leiden 39
II. Lila 45
III. Faust 46
IV. Iphigenie 59
V. Tasso 66
VI. Wilhelm Meister 76
1. Der Harfenspieler 76
2. Mignon 85

Seite

3. Der Graf und die Gräfin 89
4. Die schöne Seele 91
5. Aurelie 92
VII. Benvenuto Cellini 93
VIII. Wahrheit und Dichtung 96
1. Lenz 96
2. Zimmermann 103
IX. Wahlverwandschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen. Ueber „das Wunderbare" bei Goethe 115
Allgemeines und Einzelnes 124

B. Goethes Person.

1. Goethes Familie 135
2. Goethes Jugend 142
3. Goethes Mannesalter 166
3. Goethes Greisenalter 177
4. Goethes Tod 185
5. Goethes Nachkommen 190

A.

Goethes Werke.

Berichtigung.

Auf S. 19, Z. 10 v. o. fehlt „ist“ nach „Welt“.

Einleitung.

Selten wird die Bedeutung krankhafter Geisteszustände genügend erkannt. Mangel an Kenntnissen einerseits, Befangenheit in Vorurtheilen andererseits haben die richtige Beurtheilung der vom Gewöhnlichen abweichenden Geistesbeschaffenheit in der Regel unmöglich gemacht und es ist gar nicht zu sagen, wieviel Thorheit und Unheil im Laufe der Zeiten durch unpassende Verwendung juristischer, moralischer, theologischer Kategorien an Stelle naturwissenschaftlicher oder ärztlicher entstanden ist.

Das Ungewöhnliche wird am leichtesten erkannt, wenn es recht weit vom Gewöhnlichen abweicht, sich als ein durchaus Neues darzustellen scheint. So sind freilich die groben geistigen Störungen der Aufmerksamkeit nie entgangen und die Thatsache, daß es Geisteskranke giebt, ist immer anerkannt worden. Die Geisteskranken wurden theils eingesperrt, theils in Freiheit gelassen, hier als im gewöhnlichen Sinne Kranke angesehen, dort als Besessene oder Dämonische, immer aber als eine abgeschlossene Species. Die menschliche Bequemlichkeit neigt

stets zum Entweder—Oder, es ist daher begreiflich, daß man annahm, der Mensch sei entweder gesund oder geisteskrank. Bis zum Beweise des Gegentheiles wurde Jeder für gesund gehalten, war Einer aber einmal für geisteskrank erklärt, so schied er aus der menschlichen Gesellschaft aus, wurde sozusagen in eine andere Classe versetzt. Ein großer Teil der Juristen steht jetzt noch auf diesem Standpuncte. Man hätte sich von vornherein sagen können, daß, da doch nirgends in der Natur Sprünge vorkommen, auch zwischen Gesundheit und Geisteskrankheit keine scharfe Abgrenzung anzunehmen sei. Man hätte bei unbefangener Beobachtung ohne besondere Vorkenntnisse die Zwischenformen erkennen können und sich davon überzeugen können, daß nicht nur oft der Gesunde erst ganz allmählich zum Geisteskranken wird, sondern auch zwischen den ganz Gesunden und den ganz Kranken eine überaus große Menge zu finden ist, bei der Gesundes und Krankes vermischt ist, Leute, bei denen einzelne krankhafte Züge unverkennbar sind. In Wirklichkeit jedoch wuchs die Erkenntniß außerordentlich langsam und trotz der Zugänglichkeit des Materials hat man bis zur neuesten Zeit recht bescheidene Fortschritte gemacht.

Auch die sogenannte ärztliche Wissenschaft konnte in dieser Angelegenheit nicht gerade viel leisten. Entsprechend der Theilung des Menschen in Leib und Seele überließ man in früheren Zeiten den Leib den Aerzten, wies die kranke Seele den „Seelenärzten“ zu, d. h. Geistlichen und Philosophen. Deshalb ist die Psychiatrie der jüngste Zweig der Medicin, ein Spätling, dem man nicht zum

Vorwurfe machen ſollte, daß er noch nicht ausgewachſen iſt. Als man endlich an Stelle der alten Tollhäuſer Krankenhäuſer für Irre unter ärztlicher Aufſicht errichtete wurde die Abſonderung der Irrenärzte wieder ein Hinderniß. Sie hauſten in ihren kloſterähnlichen Anſtalten, wurden oft weltfremd und es bildete ſich vielfach die Meinung, als gäbe es nur in den Irrenanſtalten geiſtige Störungen, während doch nur die am Schlimmſten Erkrankten und die Störendſten aus der Geſellſchaft ausgeſchieden und in das Irrenhaus gebracht werden. Andererſeits blieb bis in die neueſte Zeit die große Zahl der Aerzte von allen pſychiatriſchen Kenntniſſen verſchont. Nicht nur fehlte es auf den Univerſitäten meiſt an Gelegenheit zum Unterrichte über geiſtige Störungen, ſondern der ganze Geiſt der mediciniſchen Erziehung hinderte die Schüler, das Seeliſche verſtehen zu lernen, ein plumper Materialismus behandelte alles Geiſtige als quantité négligeable. Neuerdings hat man zwar faſt überall pſychiatriſche Kliniken eingerichtet, aber noch fehlt die Nöthigung der Studenten, dieſe Kliniken ſo, wie es nothwendig wäre, zu beſuchen, noch fehlt vielfach die Einſicht, daß der Arzt überall, nicht nur in der pſychiatriſchen Klinik das Geiſtige ins Auge faſſen muß, daß ein pſychiatriſcher Sinn in jeder Klinik von Nöthen iſt.

Daß trotz aller Schwierigkeiten auch die außerhalb der Irrenhäuſer vorkommenden geiſtigen Störungen ſtudirt worden ſind, iſt das Verdienſt einzelner ſcharfſichtiger Aerzte und mit Anerkennung ſoll jederzeit der Irrenärzte gedacht werden, die ſchon frühe den Blick

über die Mauern der Anstalt hinaus richteten und die Psychiatrie sozusagen in das tägliche Leben hinein trugen. Es galt, alle Formen geistiger Störungen zu erkennen, ihren Zusammenhang mit körperlichen Veränderungen zu begreifen, Verschiedenartiges als Stufen einer Reihe zu verstehen und das specielle Fach als Zweig der Menschenkunde überhaupt aufzufassen. Wir dürfen mit Stolz sagen, daß seit 50 Jahren ein weiter Weg zurückgelegt worden ist. Einzelne Mißgriffe sollen das Verdienst derer, die vorangegangen sind, nicht schmälern. So wie die Sache jetzt steht, hindern den Fortschritt nicht sowohl Unkenntniß und Mangel an Erfahrung als Vorurtheile. Die rein naturwissenschaftliche Beurtheilung des Menschen gilt diesem als unsittlich, jenem als herabwürdigend. Für die ärztliche Auffassung giebt es nur die Norm einerseits, das Abnorme andererseits. Weicht ein Mensch von der Norm, der Regel, dem Gewöhnlichen ab und erreicht die Abweichung eine gewisse Größe, die die je nach der Anschauung verschieden große „Breite der Gesundheit" überschreitet, so ist er abnorm oder, was im Grunde dasselbe ist, krankhaft. Nur der Gebrauch der Sprache hindert abnorm und krankhaft als gleichbedeutend zu fassen, da bei dem Worte krankhaft zunächst an Beschwerden und Nachtheile gedacht wird. Nun begleiten zwar solche jede Abnormität, aber sie sind oft nicht von vornherein deutlich, oder werden übersehen. Gleichbedeutend mit Abnormität ist ferner der Ausdruck Entartung, ja dieser ist die Uebersetzung jenes, da er bedeutet: von der Art, der Regel abgewichen. Zwar denkt man

oft bei Entartung nur an beträchtliche angeborene Abnormitäten, man kann aber jede Abnormität, jede Krankheit als angeborene oder erworbene Entartung auffassen und gewinnt damit einen Begriff, der das Verschiedenartigste und doch Zusammengehörige zusammenfaßt. Diese Erörterungen lassen Alle gelten, solange sie sich auf das Gebiet des Körperlichen beziehen. Wendet man sie aber auf geistige Zustände an, so heißt es, ja Bauer, das ist ganz was andres. Ich erinnere nur an den Streit über den geborenen Verbrecher, an die Erörterungen über die krankhafte Natur des Genies, möchte aber hier auf die Sache nicht näher eingehen, da es mir nur daran liegt, zu zeigen, daß die psychiatrische Beurtheilung, d. h. die Beurtheilung menschlicher Geisteszustände vom ärztlichen Standpuncte aus, von einer Bedeutung ist, die weit über den Bereich der Irrenanstalt hinausgreift, in fast alle Fächer menschlichen Wissens hineingreift und unsere Auffassungen in der wichtigsten Weise zu bestimmen geeignet ist. Mit der Gebietsausdehnung der Psychiatrie muß das Interesse an ihr in's Große wachsen und der Werth psychiatrischer Kenntnisse außerordentlich steigen. So unangenehm das Manchem sein mag, so ist doch an der Sache nichts zu ändern. Ein Blick auf die neuere schöne Literatur zeigt, daß das Interesse am Pathologischen wächst. Mag auch die Form, in die sich dieses Interesse kleidet, vielfach unerfreulich, ja widerwärtig sein, so liegt doch diesen modernen Bestrebungen, deren Auswüchse freilich Tadel verdienen, eine richtige Erkenntniß zu Grunde. Es macht sich eben über-

all die enorme Bedeutung krankhafter Geisteszustände fühlbar und man beginnt einzusehen, daß ohne ihre Berücksichtigung eine zutreffende Beurtheilung menschlicher Zustände und Werke überhaupt unerreichbar ist. —

Diese Andeutungen möchten hinreichen, um den zu entschuldigen, der sich mit einer Erörterung über psychiatrische Dinge in faßlicher Form an ein größeres Publicum zu wenden denkt. Sie sind in meinem Falle vielleicht überflüssig, jedoch wird man es dem Schriftsteller nicht übelnehmen, daß er gern auf die größeren Gedankenkreise hinweist, die sich mit seiner Darstellung berühren. Will ich meine Einleitung kurz fassen, so kann ich etwa so sagen: Krankhafte Geisteszustände sind im wirklichen Leben von der größten Bedeutung, sie müssen es daher auch in dem Bilde des Lebens, in der poetischen Schilderung sein. Dieser von vornherein auffallende Satz wird durch die Betrachtung der Werke des Dichters, dem man gern einen besonderen Sinn für die Wirklichkeit zuschreibt, nemlich Goethes durchaus bestätigt.

Das, was zumeist das Verständniß krankhafter Geisteszustände verhindert hat, war die Ansicht, daß der Mensch aus Leib und Seele, Körper und Geist, oder gar aus Geist, Seele und Leib zusammengesetzt sei. Diese Annahme zweier Substanzen, der sogenannte Dualismus, bezüglich Spiritualismus scheint der naiven Auffassung so unvermeidlich zu sein, wie die, daß die Sonne sich bewegt, die Erde stille steht. Offenbar entsteht sie zuerst durch den Anblick des Todes: Dem Todten fehlt etwas, obwohl er

ſonſt ganz dem Lebenden gleicht, das iſt die Seele. Alle Sprachen ſind ſpiritualiſtiſch und am ſchroffeſten hat ſich der Spiritualismus in den abendländiſchen Religionen ausgeprägt. Iſt die Seele etwas, das erſt mit dem Leibe in Verbindung gebracht worden iſt und von ihm wieder getrennt werden kann, ſo ſind offenbar auch ihre Krankheiten eine Sache für ſich. Nicht der Arzt des Leibes verſteht ſich am beſten auf die Seelenkrankheiten, ſondern der, der überhaupt am meiſten von der Seele weiß, d. h. je nach der Auffaſſung der Theolog oder der Philoſoph. Ebenſo wie in der Pathologie dieſelben Grundſätze herrſchen wie in der Phyſiologie, ſo muß dann auch die Pſychiatrie auf der Pſychologie fußen und die ſeeliſchen Krankheiten müſſen pſychologiſch verſtanden und behandelt werden. Dieſe Auffaſſung wurde bekanntlich im Mittelalter folgerichtig durchgeführt, aber ſie iſt auch heute noch nicht verſchwunden, wie aus der Paſtoral-Pſychiatrie zu erſehen iſt. Eigentlich müßte bei der allgemeinen Anerkennung, die auch heute noch die ſpiritualiſtiſche Anſicht genießt, die Paſtoral-Pſychiatrie viel mehr Anhänger haben, als ſie hat. Die Bedürfniſſe der Praxis jedoch ſind ſtärker als alle Theorien, ſie haben die Geiſteskranken den Aerzten zugeführt und die ärztliche Pſychiatrie hat ſich zwar langſam, aber doch fortſchreitend und über ſpiritualiſtiſche Anſchauungen wegſchreitend entwickelt. Es iſt gar nicht zu leugnen, daß der Arzt, wenn er ſich an das Thatſächliche hält und ſtreng der Erfahrung folgt, jeder Theorie entbehren kann, indeſſen trüben falſche Theorien doch auch ſeinen Blick vielfach

und noch mehr wird der Laie, den die Erfahrung nicht belehrt hat, in alle seine Raisonnements über Geistesstörungen etwas Schiefes mit seiner mitgebrachten Theorie hineintragen. Für den Arzt, ja den der Naturforschung Beflissenen schlechtweg, liegt es nahe, einen Ausweg im Materialismus zu suchen, d. h. zu sagen: es giebt überhaupt nur im Raume Bewegliches, Materie, auch der Mensch ist nur Materie, und was ihr Geist oder Seele nennt, das ist eine Function, eine Absonderung der Materie, oder eigentlich nur eine Redensart. Thatsächlich hat sich ja der Materialismus seit den Tagen der Encyclopädisten bis zu unseren Tagen mehr und mehr ausgebreitet und hat die Fachkreise regirt, wenn auch vielfach nur als verhüllter König. Die „Gebildeten" jedoch im Allgemeinen hielten und halten an einem mehr oder weniger modernisirten Spiritualismus und damit an dem Influxus physicus fest. Unter Influxus physicus versteht man, daß die Materie Veränderungen des Geistes und der Geist Veränderungen der Materie bewirke. Zwischen der Absurdität des Materialismus einerseits und der Absurdität des Influxus physicus andererseits schwankt heute die Masse der Gebildeten hin und her. Nur Wenige begreifen, daß Klarheit allein durch Loslösen von der in der Sprache fixirten Auffassung des naiven Verstandes zu gewinnen ist, daß nur eine idealistische Auffassung oder richtiger die Beschränkung auf die wirkliche Erfahrung vor Widersprüchen schützt. Unser Bewußtsein zerfällt in das Bewußtsein unser selbst und das Bewußtsein anderer Dinge. Was für uns Gefühl, Gedanke, kurz Seele ist,

das ist für Andere ein Bewegen in Nervenzellen und Fasern, und was uns als Gehirn erscheint, das ist dem Besitzer des Gehirns Seele. Soweit unsere Beobachtung reicht, geht neben jedem seelischen Vorgange ein körperlicher oder materieller her. Es ist aber eine Forderung der Vernunft, diesen psychophysischen Parallelismus als einen stetigen, durch die ganze Welt gehenden zu denken und in beiden Reihen nur verschiedene Seiten desselben Vorganges zu erkennen. Körperliches und Geistiges sind dasselbe, nur der Standtpunct ist verschieden. Leib und Ich sind Eins, doch fällt in das Bewußtsein unser selbst nur ein kleiner Theil des Ich. Der größere gehört für uns zu dem uns Unbewußten oder, sofern er in das Bewußtsein anderer Dinge eintritt, zum Materiellen. Der Influxus physicus wird zu einem Hinüber- und Herübergreifen aus dem Bewußten in das Unbewußte, aus dem Unbewußten in das Bewußte. Geisteskrankheiten sind Krankheiten, bei denen nicht nur die unbewußten Functionen des Ich, wie bei den sogenannten körperlichen Krankheiten, gestört sind, sondern auch die bewußten. Oder da doch auch bei den körperlichen Krankheiten durch Schmerz, Verstimmung u. s. w. das Bewußtsein betheiligt zu sein pflegt, müssen bei Geisteskrankheiten die bewußten Functionen in bestimmter Weise leiden. Es giebt im Grunde nur eine Art von Krankheiten und es ist sozusagen zufällig, daß wir den meisten nur von außen her, d. h. physikalisch beikommen können, einigen aber auch von innen her, oder psychologisch. Nehmen wir es practisch, so müssen wir die Geisteskrankheiten genau so

auffassen wie alle Gehirnkrankheiten, denn jene bilden nur eine Gruppe dieser, andererseits aber müssen wir da, wo uns die Beobachtung von außen im Stiche läßt, uns streng auf die Feststellung der erschlossenen inneren Vorgänge beschränken und dürfen nicht vergessen, daß auch dann, wenn die den krankhaften Geisteszuständen entsprechenden Gehirnvorgänge uns bekannt wären, dadurch keine Kenntniß der seelischen Zustände zu erlangen wäre. Mit anderen Worten, wir müssen auch hier die Parallelen zu erkennen suchen, die Veränderungen im Gehirn einerseits, die eigentlich nur dem Kranken zugänglichen, von uns aus Bewegungen erschlossenen seelischen Veränderungen andererseits.

Wie Goethe über das Verhältniß von Geist und Körper dachte, das ist schwer zu sagen. Ausdrückliche Aussagen liegen, so viel ich sehe, erst aus seiner letzten Lebenszeit vor. In seiner Jugend wurde die christliche Auffassung der Dinge bald beseitigt. Eine Zeit lang studirte er eifrig Spinoza, aber es wäre thöricht, zu behaupten, daß er je ein Spinozist gewesen sei. Auch später beschäftigte er sich mit Philosophie, er mühte sich z. B. mit Kant ab, er las Schopenhauers Hauptwerk, aber sein Geist lehnte das ihm Fremde ab. Frühzeitig wurde ihm klar, daß „wir nichts wissen können". Das aber, was wir nur durch Vermuthungen von fern erreichen können, in Systeme einzufangen, über das Unerforschliche Dogmata aufzustellen, solches Thun wider-

ſtrebte ſeinem Zartgefühle. Mit Ehrfurcht und mit zarter Scheu wollte er von dem Metaphyſiſchen geredet wiſſen, die Metaphyſik der dogmatiſchen Philoſophen mußte ihn ſchamlos dünken. In dieſem Sinne wird er auch ein Urtheil über die Seelenfrage, die gemeinhin als metaphyſiſch gilt, abgelehnt haben. Er drückte ſich im Sinne der durch die Sprache ſixirten und herkömmlichen dualiſtiſchen Anſicht aus und man muß wohl annehmen, daß er ſpäter auch ernſtlich dem Dualismus gehuldigt habe. Die Monadenlehre will ja etwas anderes ſein, ſo weit ſie aber faßbar wird, läuft ſie doch auf Dualismus hinaus. Der alte Goethe ſcheint einer Art von Monadologie zugethan geweſen zu ſein. Die Geſpräche mit Joh. Falk enthalten wunderliche Auseinanderſetzungen über die Monaden, doch gilt dies Buch als apokryphiſch. Aber auch bei Eckermann findet man Entſprechendes. Die Entelechie iſt doch eine Art von Seelen-Monade. „Jede Entelechie nämlich iſt ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die ſie mit dem irdiſchen Körper verbunden iſt, machen ſie nicht alt.“ Sei die Entelechie geringer Art, ſo werde ſie „während ihrer körperlichen Verdüſterung“ den Körper nicht beherrſchen, vielmehr werde dieſer ſie beherrſchen, eine mächtige Entelechie dagegen werde den Körper veredeln und lange jung erhalten. An Zelter ſchreibt Goethe: „Die entelechiſche Monade muß ſich nur in raſtloſer Thätigkeit erhalten; wird ihr dieſe zur andern Natur, ſo kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beſchäftigung fehlen. Verzeih' dieſe abſtruſen Ausdrücke! Man hat ſich aber von jeher in ſolche Regionen verloren, in ſolchen

Sprecharten ſich mitzutheilen verſucht, da wo die Vernunft nicht hinreicht, und wo man doch die Unvernunft nicht wollte walten laſſen."

Die dualiſtiſche Auffaſſung findet gegenüber den Geiſteskrankheiten einige Schwierigkeiten. Im Anfange unſeres Jahrhunderts ſtanden zwei Parteien gegen einander. Die ſogenannten Somatiker meinten, die unſterbliche Seele könne nicht erkranken, bei den Seelenſtörungen handle es ſich um körperliche Krankheiten, durch die die Seele gehemmt werde, gewiſſermaaßen um eine Beſchädigung des Claviers, auf dem die Seele ſpielt; die Pſychiker dagegen ließen die Seele ſelbſt erkranken und faßten die dabei vorhandenen körperlichen Störungen und Veränderungen als Wirkungen der Seelenkrankheit auf. Dieſer Unterſchied in der Theorie war praktiſch von großer Bedeutung. Die Pſychiker lehrten, Urſache der Seelenkrankheiten ſind die Leidenſchaften, die Somatiker aber meinten, die Hauptſache ſei eine primäre Erkrankung des Gehirns oder eines anderen Organs, etwa Stockungen im Unterleibe oder eine falſche Blutmiſchung. Goethe wird ſich um dieſen Streit nicht gekümmert haben. Er war unwillkürlich Pſychiker, wie es für einen Dichter natürlich iſt. Der Wahnſinn iſt ihm die Wirkung oder eigentlich der höchſte Grad der Leidenſchaft. Im Sinne des Dichters iſt Einer um ſo mehr wahrer Menſch, je ſtärker er empfindet. Der leidenſchaftliche Menſch iſt der eigentlich Geſunde, gerade ihm aber droht die Gefahr des Wahnſinns. Eben deshalb hat der Dichter Intereſſe am Wahnſinne und ſozuſagen Reſpect vor ihm. Wie

könnte ihn eine Geisteskrankheit anziehen, deren Ursache eine ansteckende Fieberkrankheit wäre? Macht nicht die unglückliche Liebe oder Kummer, Sehnsucht wahnsinnig, so ist der Wahnsinn dichterisch überhaupt nicht brauchbar.

In Wirklichkeit liegen die Dinge freilich anders. Man muß zwei Gruppen geistiger Krankheiten unterscheiden, solche, deren Hauptbedingung eine Einwirkung von außen ist, und solche, deren Hauptbedingung die von vornherein krankhafte Beschaffenheit des Menschen ist. Dort handelt es sich um die Wirkung von Bakterien-Krankheiten oder von chemischen Giften und Jeder kann erkranken, der das Unglück hat, der krankmachenden Ursache genügend ausgesetzt zu sein. Hier wächst die Krankheit aus dem Inneren des Menschen heraus und ihre sogenannten Ursachen sind nur Anstöße, deren Beschaffenheit unwesentlich ist. Unter den exogenen Krankheiten ist, abgesehen vom Alkoholismus, nur eine von größer Häufigkeit und Wichtigkeit, die fortschreitende Gehirnschrumpfung, die sogenannte Gehirnerweichung (Dementia paralytica). Sie aber war zu Goethes Zeit noch unbekannt und wahrscheinlich selten. Bekanntlich hat sie erst Ibsen auf die Bühne gebracht. Die endogenen Geisteskrankheiten bilden die Hauptmasse, sie sind von Alters her bekannt und an sie denkt der Dichter, wenn er vom Wahnsinn spricht. Ihre Hauptbedingung ist, wie gesagt, eine abnorme Reaction, d. h. in der Hauptsache die angeborene, ererbte Abweichung von der normalen Art, oder Entartung. Je größer die Entartung, um so größer die Wahrscheinlichkeit der ausgesprochenen Krankheit und um so kleiner die Stärke des

krankmachenden Anstoßes. Bei einem gewissen Grade der Entartung erscheint der Mensch auch dem ungeübten Auge als eine von vornherein krankhafte Natur und die gewöhnlichen Reize des Lebens genügen, ihn zu vollkommener Geisteskrankheit hinüberzuführen. Bei geringerer Abweichung von der Art kommt es auf die Gestaltung des Lebens an, ob der Gefährdete glücklich durchkommt, oder unterliegt. Hier nun spielen die Erschütterungen des Gemüths, Kummer, Sorge, Schreck, Angst, Ueberanstrengung, Schlaflosigkeit, eine wichtige Rolle, denn sie sind am häufigsten Ursache der Aufhebung des labilen Gleichgewichtes. Die Leidenschaften freilich, von denen die Dichter mit Vorliebe sprechen, sind weit häufiger Zeichen der mitgebrachten Instabilität und Vorläufer der Erkrankung als Ursache. Die „Leidenschaftlichkeit" ist nicht eine Eigenschaft des gesunden Menschen. Bei diesem sind leidenschaftliche Erregungen selten und sie dienen als Sicherheit-Ventil, ihre Explosion beseitigt die Spannung, reinigt den Organismus, schädigt ihn nicht. Ein wirklich gesunder Mensch wird nie durch Leidenschaften oder Gemüthserschütterungen geisteskrank werden, denn die gesunde Natur wehrt sich gegen das Uebermaaß, stößt das Traurige, Feindliche hinaus, wie der Körper einen eingedrungenen Splitter. Die Tasso, Rousseau, Lenz, Lenau u. s. w. wurden nicht krank, weil sie zu viel zu erdulden hatten, sondern sie regten sich viel auf, weil sie krankhafter Art waren und ihre krankhaften Erregungen führten sie in die wirkliche Krankheit hinüber.

Die Kluft zwischen der herkömmlichen dichterischen

Auffassung und der wissenschaftlichen Betrachtung ist jedoch nicht so groß, wie man nach dem bisherigen annehmen möchte. Der gesunde Mensch nemlich ist ein Ideal: Wir alle sind nicht vollkommen gesund, sind in gewissem Grade entartet, und wenn wir von gesunden und krankhaften Menschen reden, so handelt es sich eigentlich nur um Grad-Unterschiede. Nicht auf das Vorhandensein, sondern auf den Grad der Entartung kommt es an. Dazu tritt ein Anderes: der gesunde Mensch ist langweilig. Der Normalmensch darf keine besonderen Eigenschaften haben, denn jedes Uebermaaß zerstört das Gleichgewicht und es giebt keine Hypertrophie ohne entsprechende Atrophie. Wie Hörner nicht möglich sind ohne Beeinträchtigung der Schneidezähne, so muß der vorwiegenden Gehirnentwickelung, die wir am Menschen schätzen, ein anderweites Minus entsprechen. Je feiner und verwickelter ein Organ wird, um so verletzlicher wird es. Hervorragende Tüchtigkeit ist nicht ohne Einseitigkeit möglich, Einseitigkeit ist Abnormität, und so fort. Was uns reizt, ist das Ungewöhnliche, das von der Regel Abweichende, das Abnorme und deshalb sind jederzeit „die problematischen Naturen" Gegenstand der Dichter gewesen. Mit anderen Worten, der Dichter fühlt sich naturgemäß zum Pathologischen hingezogen, sofern ihn die Menschen mehr interessiren als die Ereignisse. Je mehr der Dichter ein treuer Spiegel der Wirklichkeit ist, eine um so größere Rolle wird bei ihm das Pathologische spielen. Thatsächlich beweist die Beobachtung diesen Satz, denn Shakespeare und Goethe haben die meisten patho-

logiſchen Figuren. Erſt dadurch, daß der Dichter das treu Beobachtete im Sinne vorgefaßter Meinungen bearbeitet, kann der Zwieſpalt zwiſchen dichteriſcher und wiſſenſchaftlicher Auffaſſung entſtehen. Die Sache liegt ſo. Je abnormer oder krankhafter ein Menſch beſchaffen iſt, um ſo weniger findet bei ihm eine normale Motivation ſtatt. Je mehr die Krankheit wächſt, um ſo mehr ſchwindet die normale Motivation, oder, was dasſelbe iſt, die pſychologiſche Freiheit. Bei einem gewiſſen Grade der Krankheit hört ſie ganz auf, der Menſch wird dann unfrei oder unzurechnungsfähig. Er denkt und handelt dann ganz unter einem organiſchen Zwange, er iſt pſychologiſch nicht mehr verſtändlich. Ein ſolcher Menſch iſt nicht nur dem Strafrechte entzogen, ſondern auch der Poeſie. Denn dieſe will das Allgemein-Menſchliche darſtellen, die von ihr verwertheten Aeußerungen und Thaten müſſen pſychologiſch vermittelt ſein. Daraus ergiebt ſich, daß der eigentliche „Wahnſinn", d. h. die ausgeſprochene Geiſteskrankheit nicht zu den dichteriſchen Vorwürfen gehören kann. Natürlich kann der Dichter auch Geiſteskranke darſtellen ebenſo wie andere natürliche Dinge, aber er darf dann die Geiſteskrankheiten nur ſo verwenden, wie er körperliche Krankheiten verwendet oder Unglücksfälle. Die Motivirung hört bei ihnen auf.

Da andererſeits der Dichter gezwungen iſt, das Pathologiſche, von dem die Welt voll iſt, zu verwerthen, ſo ergiebt ſich, daß ihm das Zwiſchenreich gehört, ſoweit in der Hauptſache die Motivation normal iſt. Sowohl das Recht, als die allgemeine Meinung nimmt normale Mo-

tivation noch bei ziemlich beträchtlichen Abweichungen des Geisteszustandes vom Normalen an; wo die Grenze zu ziehen ist, das ist im Grunde Willkür, zu verschiedenen Zeiten ist die Grenze verschieden abgesteckt worden und je nach der Einsicht ist auch heute das Urteil verschieden. Wollte man wirklich gerecht sein, so müßte man bei jedem Menschen eine wenigstens nach bestimmten Richtungen hin verminderte Zurechnungsfähigkeit annehmen, oder Jedem in bestimmten Fällen mildernde Umstände zubilligen. In der Wirklichkeit ist die Sache schwierig, der Dichter darf es thun und hat es instinctiv immer gethan. Trotz dieser Einschränkung ist natürlich an der Zurechnungsfähigkeit des Durchschnitt-Menschen mit seinen pathologischen Beimischungen fest zu halten und man wird auch bei ausgesprochen pathologischen Menschen einen gewissen Grad von Zurechnungsfähigkeit annehmen. Wir thun es alle, müssen es thun, wenn wir leben wollen, und ebenso darf es der Dichter thun.

Das Gesagte sei an einigen Beispielen erläutert. Shakespeare bringt im König Lear einen Geisteskranken, der an Altersschwachsinn leidet und dessen Zustand sich während des Stückes zu acuter Verwirrtheit steigert, auf die Bühne. Lear ist unzurechnungsfähig und kann deshalb nicht Held der Tragödie genannt werden. Er ist einer Naturgewalt zu vergleichen und die durch ihn Leidende und Sterbende, Cordelia, ist eigentlich allein eine tragische Figur. Hamlet dagegen ist zwar ein pathologischer Mensch, aber er ist nicht geisteskrank und seine Zurechnungsfähigkeit ist in der Hauptsache erhalten. Alles, was er thut, ist psycho-

logiſch vermittelt, der Zuſchauer kann mit ihm denken und fühlen, wenn er auch bewußter- oder unbewußterweiſe einen Vorbehalt macht und, juriſtiſch ausgedrückt, mildernde Umſtände annimmt.

Goethe hat beſonders im Werther eine pathologiſche Geſtalt geſchaffen, deren Zurechnungsfähigkeit zwar eingeſchränkt, aber doch in der Hauptſache erhalten iſt. —

Goethe iſt auch darin, wie die meiſten Dichter, „Pſychiker", daß er die einzelnen Erſcheinungen der Geiſtesſtörungen pſychiſch vermittelt ſein läßt. Dies zeigt ſich z. B. bei ſeiner Beſprechung der Ophelia. Am gröbſten tritt es hervor in dem Stück Lila, wo die Heldin durch ſeeliſche Einwirkung geheilt wird. Hier folgte Goethe freilich einem älteren Muſter, jedoch war ihm die Sache offenbar nicht anſtößig. In der Wirklichkeit zeigt gerade der Umſtand, daß beim Geiſteskranken die Symptome und auch die Heilung nicht motivirt ſind, die organiſche Natur der Geiſtesſtörungen uud ihre dichteriſche Unverwerthbarkeit an. Es kann zwar in der Wirklichkeit vorkommen, daß Einer, der an Verfolgungswahn erkrankt, Verfolgungen erlitten hat, wie es bei Rouſſeau der Fall war, aber weitaus die meiſten Patienten ſind nie verfolgt worden, wir wiſſen einfach nicht, warum gerade Verfolgungsvorſtellungen ſo häufig Zeichen einer Gehirnerkrankung ſind. Nur bei Einer Krankheit ſind alle Erſcheinungen ſeeliſch vermittelt und kann jede Erſcheinung durch ſeeliſche Einwirkungen beſeitigt werden, bei der ſogenannten Hyſterie, die keine eigentliche Geiſteskrankheit iſt. Man könnte in gewiſſem Sinne die Hyſterie als

Dichter-Krankheit bezeichnen, denn hier verlaufen die Dinge ungefähr so, wie die Dichter es sich gewöhnlich vorstellen. Man ist bei poetischen Krankheit-Schilderungen oft versucht, die Diagnose Hysterie zu stellen, obwohl der Dichter daran ganz unschuldig ist. So wäre bei Lila und auch bei Orest nur die Diagnose Hysterie zulässig.

Inwieweit hatte Goethe Gelegenheit, krankhafte Geisteszustände kennen zu lernen? Mir scheint die Antwort durch eine Aeußerung Goethes gegen Eckermann (Soret) gegeben zu werden. Er sagt: „Die Welt, so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nöthig hat, sie im Tollhause zu suchen. Hierbei fällt mir ein, daß der verstorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen Tollhäuser kannte, mich durch List und Ueberraschung einst in ein solches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und sagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfniß verspüre, auch diejenigen Narren zu sehen, die man einsperre, vielmehr schon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. Ich bin bereit, sagte ich, Ew. Hoheit, wenn es sein muß in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser."

Also Goethe hat seine Kenntnisse durch Beobachtung der Gesellschaft, nicht durch den Besuch von Irrenanstalten erworben. Wir dürfen wahrscheinlich hinzufügen: auch nicht durch das Lesen psychiatrischer Werke oder den mündlichen Unterricht psychiatrisch gebildeter Aerzte.

Goethe hatte einen Widerwillen gegen Tollhäuſer. Dieſen Widerwillen finden wir ja bei vielen Laien: der Geiſteskranke iſt ein Gegenſtand des Grauſens. Bei Goethe kommt dazu ſeine Abneigung gegen alles Traurige, die zum Theil auf ſeiner großen Empfänglichkeit beruhte. Was er wahrnahm, das umfaßte er mit allen Seelenkräften, und weil er ſich den Eindrücken ganz hingab, erregten ſie ihn tief und nachhaltig. Er mußte gegen Krankheit und Tod ſich abſchließen, um die Aufgaben des Lebens erfüllen zu können.

Auf jeden Fall war jener Widerwille damals berechtigter als heute. Bekanntlich iſt die Irrenpflege in unſerem Sinne erſt etwa 100 Jahre alt. Früher hatte man im Allgemeinen nicht ſowohl das Bedürfniß, die Geiſteskranken wie andere Kranke in Krankenhäuſern zu behandeln und zu pflegen, als vielmehr das, die unruhigen, tobſüchtigen Kranken unſchädlich zu machen. Weil man zuerſt an tobſüchtige Kranke, „Tolle" dachte, wurden die Irrenhäuſer Tollhäuſer genannt. Vielfach wurde die Feſthaltung der Kranken recht barbariſch ausgeführt. An manchen Orten legte man die Kranken an Ketten, verwahrte ſie in einer Art von Käfigen, „ſtrafte" ſie bei Widerſpenſtigkeit. Rechnet man dazu die Dürftigkeit und die Unreinlichkeit in den alten Verhältniſſen, ſo begreift man, daß ein Tollhaus für einen Ort des Jammers galt, den ein zart fühlender Menſch vermied, ſofern nicht ſeine Pflicht ihn zum Beſuche nöthigte. Will man gerecht ſein, ſo muß man ſagen, die alte Zeit war vielfach beſſer, als ſie uns erſcheint, und jenes abſchreckende Bild war nicht

überall zu finden. Das Schlimmste prägt sich aber am meisten ein und deshalb ist man geneigt zu glauben, man habe die Geisteskranken überall früher schlecht behandelt oder mißhandelt, während es doch nur an manchen Orten geschehen ist. Man sagt z. B. heute oft: „Pinel nahm zuerst den Geisteskranken die Ketten ab," als ob sie überall in Ketten gelegen hätten und die Verhältnisse überall so miserabel gewesen wären wie im Bicêtre in Paris. Wahrscheinlich hat man schon zu Goethes Zeiten die guten oder besseren Irrenhäuser über den die Mehrzahl bildenden schlechten vergessen und den Abscheu vor diesen auf alle übertragen.

Es schien mir von Interesse zu sein, mich nach den wirklichen Irrenverhältnissen in Goethes Umgebung zu erkundigen. Ueber die Frankfurter Zustände fand ich in einem Buche von Dr. J. H. Faber Aufschluß (Topographische, politische und historische Beschreibung der Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn. 1788). Die Schilderung Fabers ist ein beachtenswerthes Kulturbild und ich gebe sie deshalb wieder.

„I. p. 183. § 33. Pestilenzhaus. Tollhaus. Ferner giebt es auch allhier ein sogen. Pestilenzhaus, am Klapperfeld gelegen, welches im Jahre 1669 erbauet worden, und in Contagionszeiten zur Verpflegung der Kranken gewidmet ist, im gleichen das Tollhaus, worinnen die Wahnsinnigen versorgt werden. Obgleich von diesem letzteren schon oben unter der Rubrik: Almosenkasten Meldung geschehen ist, so verdient doch folgendes noch kürzlich davon erwähnt zu werden: Schon im Jahre 1728

hatte man bey einer hohen Kaiſerlichen Commiſſion ein Decret ausgewirkt, daß das ſehr baufällige Tollhaus zu wohlverwahrlichem Aufbehalt und beſſerer Wohnung der Tollen und Wahnſinnigen erbauet werden ſollte. Da indeſſen die in dem Commiſſionsdecret anbefohlene Collecte ſehr gering ausfiel, das Kaſtenamt aber nicht im Stande war, Gelder herzugeben, ſo unterblieb die ſo nöthige Erbauung eines neuen Hauſes. Endlich konnte man das immer ſteigende Elend dieſer Leute nicht länger anſehen; deswegen beſchloſſen in dem Jahre 1775 die damaligen Herren Deputirte und Pfleger die Erbauung eines Gebäudes in den Garten. Man erhielt zwar wieder die Erlaubniß zu Collectionen, allein weil die wenigſten Perſonen unſerer Stadt von dem Elend der armen Wahnſinniger einen rechten Begriff hatten, und deswegen die Nothwendigkeit eines Baues nicht einſahen, ſo reichte das Geld lange nicht zu, ſondern da der Ankauf des von Völker'ſchen Hauſes 5722 Gulden, der im Garten geführte Seitenbau aber 6000 Fl. betrug, ſo mußten nach Abzug aller collectirten Gelder, überſandten Rechnungen, und gegen Erhaltung gewiſſer Freyheiten beſtimmten Beyträge, dermalen noch 8000 Fl. zugelegt werden; zu gleicher Zeit bekam das Kaſtenamt dadurch 500 Fl. an neuen Beſoldungen für den Candidaten, Spitalmeiſter und Wärter zu bezahlen. Das neue Gebäude in dem Garten wurde in 14 wohlverwahrte Stuben für einzelne Perſonen eingetheilt, wovon die 7 unterſten dergeſtalt verwahrt werden, daß man auch wirklich Raſende darinnen logiren kann, ohne Gefahr, daß ſie durchbrechen können;

dabey aber alle nur mögliche Rücksicht auf die Gesundheit dieser Leute genommen wurde; das von Völker'sche alte Haus wurde einsweilen so gut als möglich zum Gebrauche der blos Blödsinnigen zurecht gemacht; zu gleicher Zeit suchte man selbst denjenigen, die bisher als rasend eingesperrt gewesen waren, nach und nach mehr Freyheit zu geben. Der Höchste segnete diese Vorkehrungen dergestalt, daß von 30 bis 40 Personen, so sich mehrentheils zugleich in diesem Hause befinden, oft kein einziger des Tages über eingekerkert ist, auch durch ordentliche Diät, Gebrauch der Medicamenten, Zuspruch der Herren Geistlichen und sonstige schickliche Behandlung im Hause, verhältnißmäßig viele in den Stand gesetzt worden sind, das Kastenhospital zu verlassen, wiederum bey ihren Familien oder an andern Orten zu wohnen und sich nach ihren Umständen zu ernähren. Hierbey verdient bemerkt zu werden, daß seit dem Jahre 1777 bis auf das Jahr 1785 nur ein einziger als völlig rasend gestorben ist, die meisten andern aber ziemlich ruhig an gewöhnlichen Krankheiten, ja viele derselben so vernünftig verschieden sind, daß ihnen der Geistliche das Abendmahl mit gutem Gewissen reichen konnte."

(Weiter wird geschildert, daß 1783 das Hauptgebäude für 10000 Fl. erbaut worden sei, wie es beschaffen sei, wie die Einrichtung. Kranke mit Neigung zum Zerstören bekommen die schlechtesten Betten oder nur Strohsäcke. Es steht einem jeden Bürger frei, die Anstalt zu besehen.)

„Was nun die Versorgung der im Hause befindlichen Personen anbetrifft, so sind der Hausmeister und seine

Frau, der Wächter und ſeine Frau dazu beſtimmt. Das Eſſen wird nach Vorſchrift der Herren Aerzte von einem Traiteur in das Haus gebracht, das Kaſtenamt bezahlt ſolches und giebt das Brod dazu. Mit leichter ihren Leibs- und Seelenkräften angemeſſener Arbeit ſucht man die Blödſinnigen zu beſchäftigen. Der Herr Doctor med. Rieſe beſucht das Haus wöchentlich dreymal, ſo wie es aber ein oder anderer Kranker erfordert, täglich. Der Herr Chirurgus Bucher beſorgt die chirurgiſche Bedienung. Der Herr Candidat Keil kömmt täglich zwo Stunden in das Haus, um Betſtunde zu halten und denjenigen, wo es angewandt iſt, Troſt zuzuſprechen; des Sonntags morgens aber verſieht ſolcher in dem Betſaal den Gottesdienſt. Herr Pfarrer Bechtold beſucht das Haus von Zeit zu Zeit oder ſo oft ſolches verlangt wird, und theilt denjenigen, ſo den gehörigen Grad der Vernunft beſitzen, das heilige Abendmahl aus, ſo wie ſolches die katholiſchen und reformirten Herren Geiſtlichen ihrer Seits bey ihren Glaubensgenoſſen verrichten. Die Inſtruction aller vorbenannten Perſonen iſt ſo eingerichtet, daß, wenn ſolcher nachgelebt wird, alle diejenigen, ſo ſich in dieſem Hauſe befinden, auf das menſchlichſte behandelt werden. Zu dieſem Ende iſt auch noch eine beſondere Deputation von Löb. Amt ernannt, die zu unbeſtimmten Zeiten ihre Seſſion in dem Kaſtenhoſpital hält, bey welcher ein jeder ſeine Klage vorbringen darf. Einem jeden ſteht es frey, ſich insgeheim an einen der Herren Deputirten oder Pfleger zu wenden, wenn er wüßte, daß die Officianten ihre Schuldigkeit nicht thäten; ſollte ſich wider alles Vermuthen eine Klage gegründet finden, ſo ſoll ſo-

gleich Rath geſchafft werden, ohne den Namen der Perſon bekannt zu machen. Dem Herrn Medico, Geiſtlichen und Candidaten iſt es beſonders aufgetragen, alle Unordnung ſogleich anzuzeigen.

Noch muß bemerkt werden, daß dieſes Haus nunmehr ſo eingerichtet worden iſt, daß man auch Perſonen gegen ein gewiſſes Geld annehmen und verpflegen kann. Sollten mehrere Zimmer zuſammen oder beſſere, als die gewöhnliche Koſt verlangt werden, ſo kann man auch damit dienen, und man wird ſich billig finden laſſen. Alle Zimmer ſind auf die geſundeſte Art eingerichtet, haben eine ſchöne Ausſicht, welche zu Aufmunterung an Gemüth kranker Perſonen vieles beyträgt. Das Gebäude liegt übrigens an einem ſtillen und von allem Geräuſche entfernten Orte."

Nach dieſer Schilderung wird zu Goethes Jugendzeit der Zuſtand des Frankfurter Tollhauſes betrüblich genug geweſen ſein, da nach Faber bis zum Jahre 1775 das Elend immer ſtieg und erſt dann die Reform eintrat. Goethe wird wohl von alledem nichts gewußt haben.

Schwieriger war es, über die Irren-Verhältniſſe im Herzogthume Weimar zu Goethes Zeit etwas zu erfahren. Im 17. Jahrhundert ſind, wie Burkhardt erwähnt, Irre auf dem Lande in Schweineſtällen an Ketten gelegt worden. Beſſer mag es am Ende des 18. Jahrhunderts geweſen ſein. In Weimar war das Tollhaus mit dem Zuchthauſe verbunden, ebenſo war es in Eiſenach. Im Jahre 1801 begannen die Verhandlungen, die die Errichtung einer Irrenanſtalt in Jena und die Ueberführung

der in Weimar und Eisenach verpflegten Kranken nach Jena bezweckten. Es wird sich vor 1804 hier wie überall eigentlich nur um die Festhaltung und Bewachung der unruhigen, bezüglich gefährlichen Irren gehandelt haben, die übrigen werden in Privatpflege geblieben sein, es mögen Aerzte, Geistliche und ähnliche Personen sich mit der Behandlung der ruhigen Kranken befaßt haben. Im Jahre 1804 wurde die Jenaische Irrenanstalt als ein Theil der dort befindlichen Landesheilanstalten eingerichtet und damit beginnt die eigentliche Weimarische Irrenpflege. Das klinische Institut (die ambulatorische Klinik) zu Jena war im Jahre 1781 durch den Geh. Hofrath und Professor der Medicin Dr. Joh. Chr. Stark gestiftet worden, im Jahre 1788 war es zu einem öffentlichen Institut erhoben worden und im Jahre 1806 ist es mit dem Loder-Hufelandischen Klinikum vereinigt worden. Andererseits war das städtische Waisenhaus zu Jena am Ende des 18. Jahrhunderts von dem Bürgermeister, Kammerrath Vogel angekauft worden zur Einrichtung eines Arbeit- und Krankenhauses, in das auch Geisteskranke kommen sollten. Es sollte ausgebaut und vergrößert werden, namentlich um den studirenden Medicinern Gelegenheit zu klinischen Uebungen zu geben. Im Jahre 1804 wurde, wie gesagt, die Landesirrenheilanstalt zu Jena als ein Theil der medicinischen Landesanstalten gegründet. Der Bau des Landeskrankenhauses in der Bachgasse erfolgte im Jahre 1822. Die jenaische Landesheilanstalt als Irren- und Krankenhaus stand unter zwei medicinischen Directoren. Der erste war der schon er-

wähnte Stark, der auch Leibarzt der Herzogin-Mutter und Karl Auguſts war. Er war 1753 geboren, ſtarb 1811. Ihm folgte ſein gleichnamiger Neffe der als Chirurg ausgezeichnete ſogenannte dicke Stark, der gleichfalls Leibarzt und ſeit 1812 Director ſämmtlicher Krankenanſtalten war. Ein dritter Stark, Karl Wilhelm, war Sohn des erſten Stark und war ebenfalls Leibarzt in Weimar und Director zu Jena.

Im Jahre 1818 verlangte die Regierung für das Irrenhaus neben den mediciniſchen Directoren auch einen „philoſophiſchen Arzt“ zur pſychologiſchen Erkenntniß, der Landtag aber bewilligte die geforderten 200 Thaler nicht. Im Jahre 1824 wurden auf Betreiben der Regierung 4 jenaiſche Bürger als mit aufſehende Gehülfen, bezüglich außerordentliche Mitglieder der die Aufſicht über das Kranken- und Irrenhaus führenden Polizeikommiſſion beigeordnet. Außerhalb Jenas beſtanden keine Irrenanſtalten. Im Jahre 1788 gab Karl Auguſt durch Schenkung eines Gartens nebſt Haus Anregung zur Errichtung eines Krankenhauſes für die Stadt Eiſenach. Die Irren aber wurden nach Gründung der Jenaiſchen Anſtalt in dieſe abgegeben. Die zweite Landesirrenanſtalt zu Blankenhain entwickelte ſich erſt viel ſpäter aus dem im Jahre 1840 gegründeten Karl-Friedrich-Hoſpital.*)

Ob Goethe irgendwie mit dem Weimariſchen Irrenweſen in Berührung gekommen ſei, das läßt ſich jetzt

*) Für gütige Belehrung bin ich den Herren Landgerichtsrath a. D. Dr. Ortloff und Archivdirector Dr. Burkhardt in Weimar zu Dank verpflichtet.

nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich ist es nicht. Der Kammerrath Vogel berichtete im October des Jahres 1801, Goethe habe die jenaische Anstalt angesehen und die ganze Einrichtung habe ihm nicht mißfallen. Damals bestand zwar die Irrenanstalt noch nicht, aber ein Bauriß und Einrichtungsplan war eingereicht und von der Regierung genehmigt worden. Es wäre also möglich, daß Goethe an den Vorarbeiten zur Irrenanstalt theilgenommen hätte. Später deutet, wie es scheint, nichts auf seine Teilnahme.*) Im Goethe- und Schiller-Archiv befindet sich, wie Herr Geh. Hofrath Suphan mir mittheilte, kein Blatt, das auf Beziehungen Goethes zur Irrenpflege deutete. Ebenso geht aus einer Mittheilung des Großh. Staatsministerium hervor, daß in dessen Archiven „keine Acten aufzufinden sind, aus denen sich ergäbe, daß Goethe mit den Fragen über die Einrichtung der Irrenpflege im damaligen Herzogthum Sachsen-Weimar in Berührung gekommen wäre."

Es ist bekannt, daß Goethe sich viel mit medicinischen Angelegenheiten befaßt hat. In Leipzig speiste er bei dem Hofrath Ludwig, der Medicus und Botaniker war; bei Tische wurden nur Gespräche über Medicin und Naturhistorie geführt. In Straßburg hörte Goethe Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobstein, Vorlesungen

*) In dem Buche Vogels: Goethe in amtlichen Verhältnissen (Jena 1839), sind außer der Anatomie die medicinischen Anstalten gar nicht erwähnt.

über Geburtshülfe bei dem jüngeren Ehrmann und er besuchte auch das Klinikum Ehrmanns. In Jena wandte er sich wieder der Anatomie zu. Bei alledem ist jedoch nicht anzunehmen, daß Goethe auf diesem Wege etwas über Psychiatrie erfahren habe. Damals war noch mehr als jetzt eigentlich nur der leibliche Mensch Gegenstand der Medicin, mit dem seelischen mochten sich Philosophen und Geistliche beschäftigen. An den Universitäten wurde Psychiatrie überhaupt nicht gelehrt. Bekanntlich hat erst die allerneueste Zeit den Universitäten psychiatrische Kliniken gebracht. Der erste klinische Lehrer der Psychiatrie war für Deutschland Heinroth in Leipzig. Er war 1773 geboren, wurde 1811 außerordentlicher, 1827 ordentlicher Professor. Der alte Goethe hat ihn gekannt, hat auch, wie aus seinem Aufsatze über die „bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" hervorgeht, seine Anthropologie gelesen.*) Aber abgesehen davon, das Goethes Werke in der Hauptsache vor dieser Bekanntschaft erschienen sind, so ist es doch recht zweifelhaft, ob Goethe sich mit den psychiatrischen Lehren Heinroth's näher bekannt gemacht hat. Der Widerwille gegen die Tollhäuser läßt nicht vermuthen, daß Goethe aus Liebhaberei Bücher über Geisteskrankheiten gelesen habe.

Wir müssen also das, was Goethe über krankhafte Geisteszustände vorbringt, aus der Beobachtung der Wirklichkeit und aus gelegentlichen Gesprächen, gelegentlicher Lectüre ableiten.

*) Im Frühjahre 1822. Goethe tadelt H. wegen seiner theologischen Färbung, lobte aber die vielen Vorzüge des Werkes.

Auch dann, wenn wir den Begriff des krankhaften Geisteszustandes nicht im weiten Sinne fassen (wobei denn ein großer Theil der Bekannten Goethes mitgefaßt würde*), sondern in üblicher Weise nur an gröbere Störungen denken, hat das Leben Goethen oft mit Geisteskranken in Berührung gebracht. Zuerst im väterlichen Hause. „Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause." Nach Düntzer war es der Rechtscandidat Clauer. Er war sehr ruhig, schrieb am liebsten, copirend oder auf Dictat. Er scheint das Vorbild des jungen Wahnsinnigen in Werthers Leiden zu sein. Lenz war zwar, solange er mit Goethe verkehrte, noch nicht ausgesprochen geisteskrank, jedoch konnte Goethe aus der späteren Krankheit auf die krankhafte Art der von ihm beobachteten Wunderlichkeiten des Lenz schließen. Bedeutungsvoll scheint mir der Arzt Zimmermann zu sein. Er wohnte bekanntlich mit seiner Tochter eine Zeit lang bei Goethes Eltern, dieser interessirte sich sehr für ihn und hat wohl sicher seine Schriften gelesen. Zimmermann war eine krankhafte Natur und wurde später ausgesprochen gemüthskrank.**) Besonders sein Buch über die Einsamkeit ist

*) Erinnert sei an Behrisch, an die Schwester Cornelie, an die Pietisten in Frankfurt, an Jung, an Herder, an den Ludwigsritter in Straßburg, an Lavater und Basedow, an die Stolberge, an Kauffmann, an die überspannten Frauenzimmer in Darmstadt, bes. Frl. von Ziegler, an Leuchsenring, an die Familie Brentano, um nur einige Gestalten mit pathologischen Zügen aus der Jugendzeit zu nennen.

**) Wegen Lenzens und Zimmermanns vgl. S. 96. ff.

reich an Bemerkungen über geistige Störungen und an Beispielen. Durch Zimmermann, der viel von Haller handelt, wird Goethe auch Näheres über die Geisteskrankheit des von ihm verehrten Haller erfahren haben. Weiter richtete Jerusalems Selbstmord Goethes Gedanken auf das Pathologische. Auch später trat ihm der Selbstmord wiederholt entgegen, theils bei jugendlichen Personen, den Fräulein von Laßberg, von Günderode, bei Knebels Bruder, Zelters Sohne, theils bei älteren Personen, so bei dem Dichter von Kleist, bei Goethes Jugendfreunde Merck. Eine durchaus krankhafte Natur war der Candidat Plessing, den Goethe in Wernigerode besuchte.*) Als einen Narren, der nur noch nicht toll gewesen, bezeichnet er selbst den Grafen Werthern. Der Schützling Goethes, der unter dem Namen Kraft in Ilmenau wohnte und offenbar seinen Namen von der Kraftlosigkeit ableitete, wird als „gemüthlich zerrüttet" bezeichnet. Am eigenen Vater lernte Goethe den Alters-Schwachsinn kennen. Auf der ersten Schweizerreise sah er „staunende Wahnsinnige", d. h. Cretins. Bei der Belagerung von Mainz kam er in Berührung mit einem Geistlichen der „toll" war oder toll zu sein vorgab.

Die Lektüre führte Goethe natürlich auch hie und da auf das Pathologische. Abgesehen von Zimmermanns Schriften ist da besonders an die Geschichte Rousseaus Tassos, Benvenuto Cellinis, an Shakesperre, an Historisches, an die Berichte über die Heiligen (F. Neri), an die Bibel zu denken.

---

*) Vgl. S. 54.

Gewiß ist auch in den Gesprächen die Geistesstörung zuweilen der Gegenstand gewesen. Doch scheint darüber nicht viel bekannt zu sein. Eckermann erwähnt, einmal sei zur Sprache gekommen, daß man anfange, bei Beurtheilung der Verbrecher weich und schlaff zu werden, durch ärztliche Gutachten dem Verbrecher an der Strafe vorbeizuhelfen; bei dieser Gelegenheit habe Hofrath Vogel, der Goethes letzter Arzt war, einen jungen Physicus belobt, der trotz der Zweifel des Gerichts eine Kindesmörderin für zurechnungsfähig erklärt habe. Wie Goethe sich solchen mehr oder weniger thörichten Reden gegenüber verhalten habe, sagt Eckermann nicht. Goethe hielt viel auf ärztliche Behandlung und suchte dem Arzte auch menschlich näher zu treten. So verkehrte er viel mit Hufeland, Rehbein, Vogel. Außer mit den eigenen Aerzten (in Frankfurt, in Weimar, in Karlsbad, in Teplitz und Marienbad) verkehrte Goethe auch mit der ärztlichen Dynastie Stark in Jena, deren Glieder nach einander die Direction über die Jenaischen Heilanstalten führten, und anderen Jenaischen Aerzten.

Ehe ich auf Goethes Werke eingehe, möchte ich noch einige Bemerkungen über die Bedeutung der Namen bei Goethe machen.

Ungemein oft gebraucht Goethe das Wort „Hypochonder". Jetzt verstehen wir unter einem Hypochonder gewöhnlich einen nervösen Menschen, der sich irrthümlicherweise für schwer krank hält, einen Schlagfluß, eine Lungen-, Herz-Krankheit oder dgl. unbegründeterweise fürchtet.

Der einfachen Hypochondrie steht die hypochondrische Verrücktheit gegenüber, bei der jene Befürchtungen zu incorrigiblen Wahnvorstellungen geworden sind, die Behauptungen oft dem Augenscheine widersprechen, da die Kranken meinen, ihr Darmrohr sei verschlossen, ihr Gehirn vertrocknet, da sie nicht vorhandene Geschwülste zu fühlen glauben und so fort. Immer ist das Wesentliche der irrige Glaube, an dieser oder jener Krankheit zu leiden. Zu Goethes Zeit hatte der Begiff der Hypochondrie einen viel weiteren Umfang. Man dachte dabei nicht nur an die eigentlichen Hypochonder, sondern auch an krankhafte Verstimmungen verschiedener Art. Reizbare finstere Leute, Nervenschwache, Melancholische, an Verfolgungswahn Leidende wurden kurzweg Hypochonder genannt, etwa in der Art, wie man jetzt alles mögliche, oft im euphemistischen Sinne „nervenkrank" nennt. Man sah in der Hypochondrie eine Krankheit vorwiegend, doch nicht ausschließlich des männlichen Geschlechts.*) Einige Belegstellen mögen folgen.

*) Merkwürdigerweise faßt Kant (Anthropologie, erste Aufl. 1789) die Hypochondrie viel moderner: „Der Hypochondrist ist ein Grillenfänger (Phantast) von der kümmerlichsten Art: eigensinnig, sich seine Einbildungen nicht ausreden zu lassen, und dem Arzt immer zu Halse gehend, der mit ihm seine liebe Noth hat, ihn auch nicht anders als ein Kind (mit Pillen aus Brodkrumen statt Arzneimitteln) beruhigen kann; und wenn dieser Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, medicinische Bücher zu Rathe zieht, so wird er vollends unerträglich; weil er alle die Uebel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche liest." Dabei seien die Kranken zeitweise heiter und lebhaft, haben aber kindische Angst vor dem Tode.

Die Haupturſache der Hypochondrie oder Grillenkrankheit, die

In dem Gedichte „Hypochonder“ heißt Hypochonder etwa soviel wie Misanthrop. A. a. O. heißt es:

„Sag mir was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemälden die ihn vexiren.“

„Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.“

In dem Gedichte an Mademoiselle Oeser von 1768 sagt Goethe von sich, er lebe „bald still wie ein Hypochondrist“:

„Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Cortex Chinae,
Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Auf's Neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtniß schärfen.“

In Wahrheit und Dichtung sagt Goethe von sich: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht“ [nach Leipzig].

Nach Kestner hat Jerusalem am Abende vor seinem Tode den italienischen Lehrer fortgeschickt, „weil er wieder seine Hypochondrie habe“.

---

dem gestörten Gemüth (der Manie) entgegengesetzt wird, sei die Steigerung gewisser körperlicher Empfindungen durch Aufmerksamkeit.

Auch Werther wird als Hypochonder bezeichnet. Daß man die Hypochondrie gern mit dem Zuſtänden des Darms in Zuſammenhang brachte, zeigt ein ungewöhnlich derbes Gedicht des jungen Goethe, das Bernays mittheilt: „Als Nicolai die Freuden des jungen Werthers geſchrieben hatte.“

In der italieniſchen Reiſe ſpricht Goethe von „Rouſſeaus hypochondriſchem Jammer“. Nach Joh. Falk hat er über H. v. Kleiſt geſagt: „Sein Hypochonder [sic] iſt gar zu arg; er richtet ihn als Menſchen und Dichter zu Grunde.“ Bei Riemer ſagt Goethe wunderlich genug: „hypochondriſch ſeyn heißt nichts anderes als in's Subject verſinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß ſie mich für ein Object gelten laſſen; und ich hebe ſie auf, weil ich glaube, ſie hielten mich für kein Object“. Bei Eckermann ſagt Goethe: „Der dritte Theil der an den Schreibtiſch gefeſſelten Gelehrten und Staatsdiener iſt körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen.“

In dem Entwurfe einer Farbenlehre heißt es: „Hypochondriſten ſehen häufig ſchwarze Figuren, als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Weſpen.“ Hier findet man auch folgende unverſtändliche Stelle: „Denn Hypochondriſten ſehen auch häufig gelbrothe ſchmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen oder bei leerem Magen.“

Der Frau Rath war die Hypochondrie ſo verhaßt, „daß ſie das Wort nicht einmal ſchreiben konnte“. An Zimmermann ſchreibt ſie am 16. Februar 1776: „Gott

im Himmel! Wie kommt ein ſo vortrefflicher, geſchickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der verdammten Krankheit?"

Weiter braucht Goethe das Wort Melancholie, ebenſo wie wir es thun, bald zur Bezeichnung trüber Stimmungen bei annähernd Geſunden, bald zur Bezeichnung der krankhaften traurigen Verſtimmung, der krankhaften Schwermuth.

„Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie."

Werther ſagt von ſich, daß er oft, „von ſüßer Melancholie zu verderblicher Leidenſchaft" übergehe. Bei Lila folgt der Wahnſinn auf eine „tiefe Melancholie".

Das Wort Wahnſinn iſt von den Irrenärzten in ſehr verſchiedenem Sinne gebraucht worden; Goethe benutzt es wie die Laien meiſtens,*) als gleichbedeutend mit Geiſteskrankheit überhaupt, was ſchon daraus hervorgeht, daß er bei Lila eben ſowohl als bei den Cretins von Wahnſinn ſpricht. Wie auch heute die Leute der Gemüthskrankheit die Geiſteskrankheit gegenüberſtellen, bei jener nur an krankhafte Verſtimmung denken, im Begriffe dieſer aber das „Irreſein" ausdrücken, ſo ſcheint auch Goethe als weſentliches Merkmal des Wahnſinnes Wahnvorſtellungen (Grillen) zu betrachten Wahnwitz ſcheint bei Goethe dasſelbe zu bedeuten.

*) So auch Schopenhauer.

Narrheit ist theils Albernheit schlechtweg, theils, im prägnanten Sinne, Wahnsinn mit Albernheit oder Schwachsinn mit Wahnvorstellungen. Gelegentlich wird mit Narrheit die Geisteskrankheit überhaupt bezeichnet, wie man auch Narrenhaus oder Tollhaus sagte, meist aber ist im Begriffe des Narren das schwachsinnig-läppische Wesen ausgedrückt, weshalb das Wort auch etwas verächtliches hat.

„Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann — das macht dich gleich gelind —
Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind."

Ist der Wahnsinnige stark erregt, besonders zornig erregt, so wird von Tollheit oder Raserei gesprochen. So erscheint wohl die Raserei als der höhere Grad der Krankheit. In Lila wird befürchtet, man möchte durch gewisse Einwirkungen die Kranke „aus Wahnsinn in Raserei werfen". Der Geisteskranke im Werther wird erst tiefsinnig, fällt dann in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei. Diese dauert ein Jahr, dann bleibt Schwachsinn mit Größenvorstellungen bestehen. Das Wort Verrücktheit wird sehr selten gebraucht. Die Geschichte von der „pilgernden Thörin" (la folle en pélérinage) wird auch Geschichte von einem „verrückten Mädchen" genannt. Vielleicht soll das Wort hier nur folie übersetzen, es paßt auf jeden Fall nicht, da das Benehmen der Pilgerin zwar wunderlich und unerklärlich ist, von Verrücktheit aber bei ihr nichts zu finden ist.

Als allgemeine Bezeichnung endlich gebraucht Goethe

die Ausdrücke „Seelenleiden“, „pſychiſche Krankheiten“. In den Annalen wird ein Schema der Erzählung vom heiligen Born zu Pyrmont gegeben. Da heißt es: „Von den endloſen Krankheiten werden die widerwärtigen mit wenig Worten abgelehnt; die pſychiſchen aber als reinlich und wundervoll ausführlich behandelt, ſowie die Perſönlichkeit der damit behafteten Perſonen hervorgehoben.“

I. Werthers Leiden.

In den Leiden des jungen Werthers hat Goethe bekanntlich Selbsterlebtes, Berichtetes und Freierfundenes vermengt. Seine eigene Liebe zu einem verlobten Mädchen endete damit, daß er sich zurückzog und anderweit verliebte. Der Selbstmord des jungen Jerusalem brachte ihn auf die Idee, die Darstellung des von ihm Erfahrenen zum Ungünstigen umzubiegen und den Helden durch Selbstmord endigen zu lassen.

Werther wird von vornherein als ein überaus empfindsamer und leidenschaftlicher Jüngling geschildert. Er schwärmt für Natur und Poesie, hat Abneigung gegen Berufsarbeit. Im Wesentlichen ist der Werther des ersten Theils Goethe selbst, doch hat Goethe offenbar dem Bilde im Hinblicke auf den zweiten Theil einige Lichter aufgesetzt. Am Ende des ersten Theiles flieht Werther ebenso, wie Goethe geflohen war. Er versucht sich dann in der diplomatischen Laufbahn, hat Aerger mit einem engherzigen Vorgesetzten, wird durch die adelstolze Gesellschaft beleidigt, wirft sein Amt weg, kehrt zu

der inzwiſchen verheiratheten Geliebten zurück, verzehrt ſich in hoffnungsloſer Liebe und erſchießt ſich ſchließlich.

Goethe war ſich ganz klar darüber, daß Werther eine pathologiſche Figur ſei. Er ſchrieb ſchon ſeiner eigenen Leidenſchaftlichkeit wiederholt einen pathologiſchen Charakter zu und wußte, daß eben die Thatſache der Umkehr ihn ſozuſagen rehabilitirt hatte, gezeigt hatte, daß die Geſundheit in ihm das Uebermächtige war. Indem er Werther unterliegen ließ, ließ er das Pathologiſche ſiegen. Werther ſchildert ſich ſelbſt: „Wie oft lull ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn ſo ungleich, ſo unſtet haſt Du nichts geſehen als dieſes Herz. Lieber! Brauch ich Dir das zu ſagen, der Du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung und von ſüßer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehen zu ſehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm geſtattet.“ „Meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinn.“ Lotte warnt Werther, er werde an dem zu warmen Antheil, den er an allem nehme, zu Grunde gehen. Gegen das Ende hin heißt es: „Lieber Wilhelm ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglücklichen geweſen ſein müſſen, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es iſt nicht Angſt, nicht Begier — es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! Wehe! Und dann ſchweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahreszeit.“ Beſonders mit dem „unbekannten

Toben" hat Goethe offenbar die Krankhaftigkeit des Zustandes zeichnen wollen. Der Gedanke an Oreſt taucht auf. Die Hauptſache aber iſt der Selbſtmord. Die Selbſtmordfrage iſt der Mittelpunkt des ganzen Buches. Sehr richtig ſetzt Werther auseinander, daß ein je nach der Natur des Menſchen verſchiedenes Maaß von Leiden ihn zum Selbſtmorde treibt. „Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt? ſondern ob er das Maaß ſeines Leidens ausdauern kann?" Das Maaß iſt proportional der Geſundheit; eben daß ein junger Mann wegen getäuſchter Liebeshoffnung ſich tödtet, thut dar, daß er abnorm wenig leidensfähig iſt, daß er krankhaft iſt. Napoleon hat bekanntlich getadelt, daß bei Werther außer der Liebe der getäuſchte Ehrgeiz eine Rolle ſpiele. Es kommt aber außerdem eine peſſimiſtiſche Verzweiflung dazu, die auch ohne Liebe und Ehrgeiz bei jungen Leuten auftreten kann. Goethe ſchildert ſehr ſchön, wie das Glück im Mitgefühle alles Lebens in Peſſimismus umſchlägt. „Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannſt du ſagen: das iſt! da alles vorübergeht?" Dieſe Worte ſind vollkommen im Sinne Buddhas. Das Taedium vitae iſt die Unterlage, der Liebeskummer führt zur That. Man hat kaum das Recht, zu ſagen, Goethes Werther ſei überhaupt nicht lebensfähig, ſein Tod ſei nothwendig. Wäre Werther durch irgend ein günſtiges Eingreifen über die Zeit der Gefahr weggehoben worden, ſo hätte er ruhig weitergelebt, wäre frei-

lich immer pathologisch geblieben. Unzählige junge Leute gleichen Werther in der Hauptsache, kommen aber nicht zum Selbstmorde, weil im geeigneten Moment ein genügend kräftiger Anstoß fehlt.

Werther ist ein dégénéré supérieur, eine weitere Diagnose ist nicht zulässig. Insbesondere wäre es verfehlt, seinen Zustand als Melancholie zu bezeichnen.

Als Contrastfigur erscheint im Werther der junge Wahnwitzige, dessen Schilderung deshalb merkwürdig ist, weil eigentlich hier allein Goethe eine Geisteskrankheit nach der Natur beschreibt. Das Vorbild war der junge Rechtscandidat, der in Goethes Vaterhause lebte und dessen Geschichte Goethe natürlich bekannt war. Der Rath Goethe benutzte sein verblödetes Mündel als Secretär, im Roman ist der Geisteskranke Secretär bei Lottens Vater gewesen. Die romanhafte Zuthat ist die Angabe, daß der junge Mann eine Leidenschaft zu Lotte gefaßt habe, die ihn rasend gemacht hatte und deretwegen er aus dem Dienste geschickt worden war. Der Dichter macht sozusagen den Hebephrenischen für seine Zwecke dadurch brauchbar, daß er ihn aus unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgeize krank sein und somit Werthers Spiegelbild bilden läßt.

Werther trifft den Kranken auf einem Spaziergange am 30. November. Dieser sucht Blumen. „Was will er denn mit den Blumen? Ein wunderbar zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. Wenn er mich nicht verrathen will, sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen.

Das ist brav, sagte ich. O! sagte er, sie hat viel andere Sachen, sie ist reich. Und doch hat sie seinen Strauß lieb, versetzte ich. O! fuhr er fort, sie hat Juwelen und eine Krone. Wie heißt sie denn? Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten, versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch! Ja es war einmal eine Zeit, da es mir so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun — Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war also glücklich? fragte ich. Ach! ich wollte ich wäre wieder so! sagte er. Da war es mir so wohl, so lustig, so leicht, wie ein Fisch im Wasser!" Nun kommt die Mutter dazu, die ihren kranken Sohn sucht. „So stille, sagte sie, ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er niemand nichts; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen." Was das für eine glückliche Zeit gewesen sei. „Der thörichte Mensch, rief sie mit mitleidigem Lächeln; da meint er die Zeit, da er von sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte." Der Kranke ist ein Mensch in einem grünen schlechten Rocke, mit einer „interessanten Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte".

Inwieweit die einzelnen Züge der Schilderung Goethes der Natur entnommen sind, das läßt sich nicht feststellen. Die Geistesstörungen des jugendlichen Alters, die zur Verblödung führen, beginnen nicht selten mit lebhafter Erregung, es kann sehr wohl auf eine Periode des „Tiefsinns" eine Zeit lebhafter Erregung folgen, die sich als hallucinatorische Verwirrtheit darstellt. Klingt die Erregung ab, so ist der Mensch eine Ruine geworden, er ist dauernd schwachsinnig, es können aber die in der Verwirrtheit entstandenen Wahnvorstellungen festgehalten werden und der Kranke faselt dann von Schätzen und Fürstenthümern ohne seine Ruhe zu verlieren. Der Ausdruck „hitziges Fieber" ist nicht zutreffend, man bezeichnete aber früher lebhafte nervöse Erregungen sehr oft so. Alles in Allem ist Goethes Bild vortrefflich getroffen und auch dann, wenn man von dem Rechtscandidaten Clauer nichts wüßte, würde man die Zeichnung nach der Natur erkennen. Nur ist wie schon bemerkt, die Aetiologie verfehlt. Solche Zustände entstehen nicht aus unglücklicher Liebe, sondern sind in der Regel der Ausdruck einer von vornherein mangelhaften Gehirn-Organisation.

II. Lila.

Sozusagen ausschließlich der Psychiatrie gewidmet ist das Sing- oder Schauspiel „Lila". Es wurde 1777 zuerst aufgeführt, in Rom umgearbeitet. Ob das Stück, wie Manche meinen, ursprünglich auf die Personen des Weimarischen Hofes gerichtet war, kann hier dahin gestellt bleiben. Nach Schröer hat Goethe die Fabel von Frau von Stein erhalten. Sie stammen aus einem älteren französischen Stücke „L'hipocondriaque". Hier wird, wie in der ersten Fassung des Goetheschen Stückes ein Liebender durch die falsche Nachricht von dem Tode der Geliebten wahnsinnig. Sie eilt zu dem Unglücklichen und Alle vereinigen sich, um ihn von seinem Wahne zu heilen, indem sie auf diesen eingehen. Man zeigt ihm mehrere Personen, die für todt gelten und die durch Musik in's Leben gerufen werden. Endlich glaubt der Kranke, er sei selbst vom Tode erweckt worden, und eilt die Geliebte zu umarmen. Schon aus diesem Ursprunge des Stückes ergiebt es sich, daß wir in ihm weder Goethes eigene Anschauungen über Geisteskrankheiten

und ihre Heilung zu erwarten haben, noch Auffassungen, die der Zeit vorauseilen. Vielmehr versetzt uns das Stück, dessen Vorbild vor 1650 entstanden ist, in eine schon zu Goethes Zeit mehr oder weniger veraltete Denkart. Die Vorstellung, daß man Geisteskranke durch Eingehen in ihre Wahnvorstellungen heilen könne, fand zwar auch noch zu Goethes Zeit einzelne ärztliche Vertreter, indessen waren doch die wissenschaftlichen Irrenärzte von der Erfolglosigkeit solcher Versuche überzeugt. Immerhin hat diese Vorstellung für das Publicum große natürliche Anziehungskraft. Die meisten Gebildeten mögen zu Goethes Zeit von der Möglichkeit der Vorgänge in „Lila" überzeugt gewesen sein und auch heute noch werden Manche so denken. Ich erinnere mich, daß mir in meiner Jugend ein gebildeter und gelehrter Mann erzählte, man habe einen Geisteskranken von dem Wahne, eine Schlange in sich zu tragen, dadurch befreit, daß man eine Blindschleiche in das durch ein Brechmittel Entleerte practicirte. Sicherlich ist der Glaube an diese Art von Heilwirkungen nicht ohne Grund gewesen. Man wird auf diese Manier einzelne Kranke von krankhaften Vorstellungen befreit haben, nur daß diese Kranken keine eigentlichen Geisteskranken waren, sondern Hysterische. Wollte man die Heilung Lilas retten, so müßte man aus Lila eine Hysterische machen. Zur Noth vertrüge sich diese Auffassung sogar mit Goethes Darstellung. Begreiflicherweise aber sind solche Erwägungen müßig, da es Goethe nicht um die Darstellung naturgetreuer Krankheitbilder zu thun war, er den Wahnsinn, über den er dachte und

ſchrieb, wie es damals unter Gebildeten üblich war, nur als Bild und Gleichniß verwandte. Was er eigentlich ſagen wollte, das iſt wohl in den ſchönen Verſen des magiſchen Arztes (ſ. unten) ausgedrückt.

Daß Goethe für ſeine Geiſteskranke den Namen Lila wählte, das hängt wohl damit zuſammen, daß das überſpannte Fräulein von Ziegler in Darmſtadt Lila genannt wurde. „Die Empfindſamſte der Empfindſamen war Lila. Sie hatte ihr Grab und einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Roſen und ein Schäfchen, das mit ihr aß und trank. Sie verehrte knieend ihre Freunde und den Mond und feierte Feſt- und Faſt-Tage bei der Ankunft und dem Abſchied ihrer Freunde.“ Der Inhalt des Stückes iſt folgender.

Der Baron Sternthal iſt ſeit Monaten von Hauſe abweſend. Seine Frau Lila die „immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde war,“ „bei Abweſenheit ihres Mannes immer in Sorgen war,“ *) erhält einen Brief, der ihr meldet, der Baron ſei bleſſirt: „Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr.“ Sie wollte bald reiſen, bald nicht, ſchrieb fortwährend Briefe, erwartete mit jeder Poſt neue Briefe, glaubte, dieſe würden von den Angehörigen unterſchlagen. „Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß ihr Wahnſinn ſchon damals ihren Anfang genommen hat; aber wer unterſcheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der ſie begraben war?“ End-

*) Sie ſcheint eine Ausnahme in der Familie zu ſein, denn dieſe „ſchwebte in einem ewig freudigen Leben von Tanz, Geſang, Feſten und Ergötzungen“.

lich kommt ein Brief, der Baron ſei todt. Lila verfällt in „ein hitziges Fieber", das einige Tage dauert. Danach iſt ſie ſcheu, unſicher, verſchloſſen, verlangt Trauerkleider, behängt ſich mit allen ſchwarzen Stoffen, die ſie erlangen kann. Die Umgebung ſuchte zu tröſten, die Nachricht ſei ungewiß; das machte aber gar keinen Eindruck auf die Kranke, die jedermann zu fürchten oder gar nicht zu bemerken ſchien. „Seitdem ihr die Phantaſieen den Kopf verrückt haben, traut ſie niemand, hält ihre Freunde und Liebſten, ſogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geiſtern untergeſchobene Geſtalten." Ihre Schweſter blickt ſie lange an, bald ernſthaft, bald wieder freundlich, und verläßt ſie ſchließlich mit einer Art von Widerwillen. Als der Baron geneſen zurückkehrt, flieht ſie ihn wie ein Geſpenſt. Man überläßt ſie „der unmenſchlichen Behandlung eines Marktſchreiers." *) Nach kurzer Zeit geräth ſie in Wuth und verſteckt ſich im Walde. Als die Verſuche ſie herauszubringen vergeblich ſind, läßt der Baron ihr heimlich eine Hütte zurechtmachen, in der ſie ſich bei Tage verbirgt und wohin ihr ein Kammermädchen Speiſe bringt. Nachts wandelt ſie in ihren Phantaſieen umher; ſie zieht herum mit loſem Haar, geht Kreiſe im Mondenſcheine ab, ſchleicht mit halb unſicherm Tritt auf und ab, neigt ſich bald vor den Sternen, kniet bald auf dem Raſen, umfaßt einen Baum, verliert ſich

*) Mir ſchauderts, ſagt a. a. St. der Baron, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre zu was für weitern Grauſamkeiten gegen ſie man mich verleiten wollte, und faſt verleitet hätte.

in den Sträuchern wie ein Geiſt. Eines Tages wird gemeldet: „Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnſinn geblieben iſt, unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit verſichert, daß ſie wohl wiſſe, woran ſie ſey: es ſey ihr offenbart worden, ihr Sternthal ſey nicht todt, ſondern werde nur von feindſeligen Geiſtern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freiheit ſtrebten; deßwegen ſie unerkannt und heimlich herumwandern müſſe, bis ſie Gelegenheit und Mittel fände, ihn zu befreien.“ Auf dieſe Aeußerungen gründet ein Arzt, der dazu kommt, den Plan der Heilung. Er räth, „der gnädigen Frau die Geſchichten ihrer Phantaſieen zu ſpielen.“ „Wenn wir Phantaſie durch Phantaſie curiren könnten, ſo hätten wir ein Meiſterſtück gemacht.“ („Wodurch wir ſie aus dem Wahnſinn in Raſerei werfen könnten,“ wirft bemerkenswerther Weiſe der Baron ein.) Muſik, Tanz und Vergnügen ſeien das Element der Familie, fährt der Arzt fort, jetzt aber herrſche todte Stille, das bringe der Kranken keinen Vortheil. Die Angehörigen ſollen die Zauberer, Feen, Oger und Dämonen, von denen die Kranke ſpricht, ihr vorſtellen, ſollen ſie durch Muſik und Tanz der dunkeln Traurigkeit entreißen und vorläufig in ihren abenteuerlichen Hoffnungen beſtärken. Der Arzt ſelbſt will ſich der Kranken als weiſer Mann, als Magus nähern und ſie ausforſchen. Die Familie findet ſchließlich den Plan des Arztes vortrefflich und die Sache wird ins Werk geſetzt.

Im zweiten Aufzuge tritt die kranke Lila ſelbſt auf. „Süßer Tod! ſüßer Tod! komm und leg mich ins kühle

Grab! — Sie verläßt mich nicht die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was iſt das, das mir ſo oft in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich ſchwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es iſt hier ſo! und hier! Daß ich nicht kann, wie ich will und mag. — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „„Er iſt nicht auf ewig Dir entriſſen, daure nur aus! Er ſoll wieder Dein ſein!““ Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —“ . . . . (folgen Verſe). Hier wie anderwärts zeigt Lila durchaus keine Verwirrung, ſie handelt geordnet, iſt traurig, aber ruhig, und beurtheilt ihre Umgebung richtig, ſoweit nicht ihre Wahn-Gedanken ſie zu falſcher Deutung verleiten. Der Arzt tritt ihr als Magus gegenüber. Sie fragt ſich, was das für ein Alter ſein möge, ein harmloſer Menſch oder ein Kundſchafter. Es gelingt ihm, ihr Vertrauen zu erwerben, er belehrt ſie, daß gütige Geiſter ſie umſchweben, daß bekannte Geſtalten ihr entgegentreten werden, und ſchließlich giebt er ihr ein Fläſchchen mit balſamiſchen Tropfen, damit ſie bei Erſchöpfung ihre Schläfe damit ſalben könne. Seine Abſchieds-Worte lauten:

„Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken.
Weibiſches Zagen
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,

Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."

Durch die Worte des Magus iſt Lila ſo ſtark beeinflußt worden, daß ſie erklärt: „Nein, ich will mich einſam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Geſellſchaft erfreuen, die mich umgiebt. Zaudert nicht länger, liebliche Geiſter!" Sofort erſcheinen tanzende und ſingende Feen, die tröſtlich zureden und Lila an einen gedeckten Tiſch führen, wo ſie mit der Fee-Oberin ſpeiſt. Dieſe erklärt, der Baron ſei nicht todt, aber in der Gewalt eines neidiſchen Dämons, der ihn mit ſüßen Träumen bändigt und gefangen hält. Lila könne ihn erwecken und befreien, ſie könne aber nicht gleich an die Stätte kommen, weil noch manche Gefahr dazwiſchen liege. Durch Lilas Zaudern ſei es dem Dämon geglückt, alle Verwandten und Freunde in ſeine Gewalt zu locken, er hoffe auch Lila zu überliſten. Sie müſſe muthig und vorſichtig allein ihren Weg gehen. Bis morgen aber ſolle ſie ſchlafen. Dieſe Art von Troſt der Fee iſt der Lila offenbar etwas zu ſtark, ſie wird erregt und erklärt, ſofort gehen zu wollen und den Pfad des Todes beſchreiten zu wollen. „Vom Grabe her ſäuſelt die Stimme des Windes lieblicher, als deine ſüße Lippe mich locken kann." Die Fee iſt betrübt über den „Rückfall", aber der Magus tröſtet ſie. „Jede Natur die ſich aus einem geſunkenen Zuſtande erheben will, muß oft wieder nachlaſſen, um ſich von der neuen ungewohnten Anſtrengung zu erholen."

„Genug daß sie einige Speise zu sich genommen, daß sie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir sie nicht zu geschwinde geheilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis sie fähig ist seine Gegenwart zu ertragen."

Im dritten Aufzuge kommt Lila wieder mit dem Fläschchen des Arzt-Magus in der Hand und trifft auf einen Zug von Gefangenen. Sie geht ihnen muthig entgegen, um sie zu trösten und zu erretten. Zuerst tritt ihr ihr Verwandter Friedrich entgegen und sie erkennt ihn. Früher hatte sie ihn an der gleichen Stelle getroffen, aber für einen Schatten gehalten. Friedrich erklärt ihr nun, eben dadurch, daß sie sich von ihm abwandte, habe der Dämon Macht über ihn erhalten. Er führt ihr in den Gefangenen ihre Nachbarn vor und sie erkennt auch diese. Plötzlich aber wird sie ängstlich und wendet sich ab. Es sei nicht die Furcht vor dem Ungeheuer, sondern die Liebe der Menschen, die sie sich nicht aneignen könne, treibe sie hinweg. Alle stehen verlegen, aber wieder kommt der Magus und verweist auf einen glücklichen Ausgang. Da sie der Liebe wenig Gehör gebe, sollen Gewalt und Unrecht sie aus dem Traume wecken. Er läßt den „Oger" kommen, den die Gefangenen bedienen müssen. Lila kehrt zurück, sieht dem Schauspiele zu und erklärt muthig, sie wolle den Oger überwinden. Es sei ihr offenbart, daß sie dem Oger trotzen müsse und deshalb zunächst das Unglück der Gefangenen theilen müsse, sie sei der Eimer, den das Schicksal in den Brunnen

werfe, um die Freunde herauszuziehen. Sie tritt in der That dem Oger trotzig entgegen und bedroht ihn mit der Rache der Götter, als er auch ihr Ketten anlegen läßt. Nun erklärt Friedrich, dieſe heldenmüthige That werde das Reich des Feindes zerſtören. Lila verlangt nach ihren Schweſtern, Nichten, Freundinnen, ſie brennt jetzt vor Begierde, ſie zu ſehen. Die Feen kommen, tröſten und rathen, Lila ſolle vorwärts gehen, im Garten am Brunnen Geſicht und Hände waſchen, in der Roſenlaube die Trauer ab- und ein neues feſtliches Gewand mit geſticktem Schleier anlegen. Dann werden die Ketten abfallen, der Schleier werde ſie vor dem Dämon ſchützen und bald werde ſie den Gemahl finden. Lila iſt voll Zuverſicht: „Gebt mir den Geliebten frei! Ja ich fühl' beglückte Triebe! Liebe löſt die Zauberei.“

Im 4. Aufzuge erreicht die heilende Schauſpielerei ihren Gipfel. Vor einem Gebäude im Garten, in dem die weiblichen Gefangenen ſpinnen, arbeiten die männlichen Gefangenen, tanzende Chöre kommen hinzu, auch der Dämon tanzt mit den erſten Tänzerinnen etwas vor, Wechſelgeſänge ertönen. Das alles ſieht Lila mit an, endlich tritt ſie, die nun mit einem weißen Kleide angethan und mit Blumen geſchmückt iſt, hervor und wird von ihren Schweſtern u. ſ. w. umringt. Sie erkennt dieſe trotz der Vermummung, läßt ſich küſſen und umarmen. Der Magus erklärt ihr: „du biſt am Ziele“ und führt ihr den Baron „in Hauskleidern“ entgegen. Die Geneſene erklärt: „Ich habe dich, Geliebter, wieder, umarme dich, o beſter Mann! Es beben alle mir die Glieder

vom Glück, das ich nicht faſſen kann". Mit freudigen Geſängen ſchließt das Stück.

Wenn auch die Fabel der Lila Goethen gegeben wurde, ſo ſteckte doch in ihr eine Idee, in der er ſein Eigenthum wiederfand und die ihm die Bearbeitung ſympathiſch machte. Ich meine den Gedanken, daß man ſich aus krankhaften Verſtimmungen befreien könne durch entſchiedene Hinwendung zum Wirklichen. Der Beweis dafür, daß Goethe Heilungen krankhafter Seelenzuſtände durch Belehrung, durch den Hinweis auf thätige Naturbetrachtung für möglich hielt, wird dadurch gegeben, daß er ſelbſt, freilich ganz erfolglos, eine ſolche Kur verſucht hat. In demſelben Jahre, in dem Lila erſchien, hatte er von einem Candidaten Pleſſing Briefe bekommen, in denen dieſer ſeine hypochondriſch-melancholiſche Verſtimmung ſchilderte und um Hilfe bat. Im December unternahm Goethe ſeine Harzreiſe und beſuchte Pleſſing, der in Wernigerode bei ſeinem Vater wohnte. Goethe führte ſich als Landſchaftmaler aus Gotha ein, erzählte von Weimar, ſchilderte die dortigen Zuſtände und entſchuldigte Goethes bisheriges Schweigen durch deſſen Ueberlaſtung. Schließlich ließ er ſich Pleſſings Schreiben an Goethe vorleſen und erkannte, während er dabei Pleſſing phyſiognomiſch beobachtete, als Grundzug „beſchränkte Selbſtigkeit". Der Landſchaftmaler ſetzte nun auseinander, in Goethes Kreiſe gelte es als ausgemacht, daß man ſich aus einem ſchmerzlichen, ſelbſtquäleriſchen, düſteren Zuſtande nur durch Naturbeſchauung und herzliche Theilnahme an der äußeren Welt retten könne.

Man sei überzeugt, daß die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche und wahrhafte Erscheinungen allmählig Behagen, Klarheit und Belehrung gewähre. Dann schilderte Goethe seine Beobachtungen der Natur auf der Reise durch das Gebirge mit glühenden Farben. Nachdem er sich auf diese Weise angestrengt hatte und seine dichterische Kraft verschwendet hatte, erklärte Plessing mit aller Bestimmtheit, es könne und solle ihm nichts in der Welt genügen. Da fühlte Goethe sein Inneres sich zuschließen, er schied unerkannt und überließ den Unglücklichen seinem Schicksale.

Wir sehen also Goethe hier als Seelenarzt auftreten. Weil seine eigene starke Natur sich an der Wirklichkeit aufgerichtet hatte, glaubte er, man brauche dem Kraftlosen nur den Weg zu zeigen, vergaß, daß dem Gelähmten gute Wege nichts helfen. In ähnlicher Weise mag Goethe manchmal den „Seelenleiden" entgegengetreten sein (z. B. bei Lenz) und mag wiederholt psychiatrische Mißerfolge erzielt haben. Bei Lila und bei Plessing fallen einem Schillers Worte ein: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

III. Faust.

Im Faust hat uns nur die Verwirrtheit Gretchens zu beschäftigen. Ihr Vorbild ist bekanntlich die Geistes-krankheit der Ophelia. Die Erkrankung ist bei Gretchen besser motivirt als bei Ophelia, da bei jener nicht nur Erschütterungen des Gemüthes vorausgegangen sind, sondern auch Schwangerschaft und Wochenbett. Doch darf man wohl kaum annehmen, daß Goethe an einen solchen Zusammenhang gedacht habe, wenn man auch den Geisteszustand der Kindesmörderinnen, beziehungsweise die Zustände von Verwirrtheit bei diesen zu Goethes Zeit wiederholt besprochen hat. Goethe häuft auf Gret-chen soviel Kummer, daß nach allgemeiner Auffassung ihre Geistesverwirrung überreichlich motivirt ist: Angst und Gewissensbisse wegen außerehelicher Schwangerschaft, Mißachtung der Umgebung, besonders die Schmähungen des Bruders, Tod der Mutter durch eigene Schuld, Tod des Bruders durch den Geliebten und somit indirect durch eigene Schuld, Flucht des Geliebten, Mord des eigenen Kindes. Hans Lähr hat die Umstände, die Goethe von

Shakespeare entlehnte, und das, was er selbst hinzuthat, sehr gut erörtert. Er sagt: „Goethe hat eben das Bild der Verwirrtheit, das er von seinem großen Vorgänger übernahm, nicht in seinen zufälligen Einzelheiten nachgeahmt, sondern die Grundzüge übernommen und mit eigenem ausgefüllt. Er hat sich in das Wesen der Krankheit, wie es sich ihm in Ophelien darbot, hineingefunden und hineingedacht und konnte deshalb der Form, die er sich zu eigen gemacht, ohne ängstliche Anlehnung einen neuen Inhalt geben."

Ich möchte nur noch auf die folgenden Verse besonders aufmerksam machen.

„Sag niemand daß du schon bei Gretchen warst,
Weh meinem Kranze!
Es ist eben geschehn!
Wir werden uns wiedersehn!
Aber nicht beim Tanze."

Diese Verse könnten sehr wohl aus einem Irrenhause stammen. Die an acuter Verwirrtheit Leidenden haben oft die Neigung, in Reimen zu sprechen, und zwar ruft bei ihrem traumhaften Zustande ein Schlußwort zunächst ein Reimwort hervor und je nach der Art des ihnen einfallenden Reimwortes formen sie die zweite Zeile. „Weh meinem Kranze" ist durch sachliche Association gegeben, dagegen das „aber nicht beim Tanze" ist ersichtlich nur wegen des Reimes, durch äußere Association hinzugefügt. Auch hier hat Goethe sicher nicht die Absicht gehabt, bestimmte Irre nachzuahmen, sondern man könnte zunächst sagen, die Verse haben sich ihm gebildet, weil er sich in den Zustand traumhafter Verwirrtheit hineindachte.

Im urſprünglichen Fauſt lautet die entſprechende Stelle:

„Sags niemand daß du die Nacht vorher, bey Gretchen warſt. — Mein Kränzgen! — Wir ſehen uns wieder! — Hörſt du die Bürger ſchlürpfen nur über die Gaſſen! U. ſ. w.

Die Versbildung ſtammt wohl aus dem Jahre 1798. Wunderlicherweiſe geben gerade die eigentlich nicht glücklichen Flickverſe „es iſt eben geſchehn“ und „aber nicht beim Tanze“ der Stelle ihr ſozuſagen naturwahres Ausſehen, d. h. machen ſie den gereimten Ausſagen mancher Irren ähnlich, eine glückliche Wirkung, die kaum überlegt iſt.

IV. Iphigenie.

Die Ausleger heben hervor, daß beim Entwurfe der Iphigenie Goethe sich selbst im Orest erblickt habe. Nun ist es gewiß richtig, daß sich Goethe, wie einzelne Aeußerungen von ihm darthun, gelegentlich als Opfer der Eumeniden fühlte, aber dabei handelte es sich doch nur um vorübergehende Stimmungen, um leidenschaftliche Ausbrüche, die keine Dauer hatten. Bei der Schilderung des Orest hat Goethe schwerlich an sich selbst gedacht, vielmehr nahm er einfach den Orest des Euripides zum Vorbilde und vergeistigte sein Vorbild, so daß die Strafe der Götter mehr als natürliche Wirkung der Gewissensqual erscheint. Wir dürfen demnach in dem wahnsinnigen Orest nicht das Bild eines wirklichen Geisteskranken suchen. Gewiß lag dem jungen Goethe nichts ferner, als sich zu fragen, ob die Symptome und der Verlauf bei seinem Orest der Wirklichkeit entsprechen möchten.

Goethe schildert den Orest als dauernd krankhaft verstimmt mit anfallsartigen Steigerungen des Uebels. In seinem gewöhnlichen Zustande ist er von seinen

Schmerzen niedergedrückt, aber vollkommen besonnen und von ruhiger Haltung. Er sagt von sich, daß ihm eine Götterhand das Herz zusammendrücke, den Sinn betäube, daß er geheimen Schmerz und Tod im Busen trage, er wünscht, daß ein Gott von seiner schweren Stirn den Schwindel nehme. Er ist ruhelos: um der Blutschuld willen treibt die Furie gewaltig ihn umher. Die Eumeniden sind die Immerwachen, d. h. sie lassen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Ueber die Entstehung des Uebels erfahren wir von Orest selbst folgendes:

„Wie gährend stieg aus der Erschlagenen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!““
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue leis' herbei
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
. . . .
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast."

Im heiligen Haine, wo die Schwester weilt, fühlt sich Orest erleichtert, er meint, die Furien dürften mit den „ehr'nen frechen Füßen" des heil'gen Waldes Boden nicht betreten, er glaubt ihr gräßliches Gelächter nur aus der Ferne zu hören. Als er jedoch erfährt, daß die Priesterin,

die ihn opfern soll, seine Schwester Iphigenie ist, glaubt er den Hohn der Götter zu erkennen, geräth in die heftigste Aufregung, ruft den Geist der Mutter und die Furien an und „sinkt in Ermattung.“ Als er aus seiner Betäubung erwacht und sich aufrichtet, delirirt er, wie etwa ein Hysterischer im Anschlusse an einen Krampfanfall es thun möchte. Er glaubt in der Unterwelt zu sein, seine grimmigen Vorfahren vereint und in friedlichem Verkehre zu erblicken, er bittet in ihren Kreis aufgenommen zu werden. Als Pylades und Iphigenie dazu kommen, redet er sie zunächst im Sinne seines Delirium an, orientirt sich aber rasch, er „rast nicht mehr in der Finsterniß des Wahnsinns,“ wie sich Iphigenie ausdrückt, fühlt vielmehr sein Herz frei und froh, erkennt, daß er geheilt ist.

„Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehr'nen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.“

Goethe will in dem von ihm geschilderten Anfalle die eigentliche Krankheit Orests darstellen, denn dieser sagt nachher selbst, in Iphigeniens Armen habe das Uebel mit allen seinen Klauen ihn zum letzten Male erfaßt und habe ihm das Mark entsetzlich zusammengeschüttelt. Dann sei es entflohen „wie eine Schlange zu der Höhle.“ Indem Iphigeniens Berührung den heftigen Anfall auslöste, heilte sie den Kranken: „von dir berührt war ich ge-

heilt." Pylades meldet: „der Bruder iſt geheilt," er habe ſich ungefährdet außerhalb des heiligen Haines bewegt, ſei heiter und hoffnungsvoll geblieben.

Wenn auch Pylades den Oreſt als einen „Mann, der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt", bezeichnet, ſo erſcheint uns doch Oreſt bei Goethe nicht ſowohl als ein Wahnſinniger, denn als ein Mann, den die Gewiſſensqual umhertreibt und zur Verzweiflung bringt. Goethe benutzt die Vorſtellung von den Eumeniden und hat offenbar ſeine Freude an den Geſtalten der antiken Phantaſie, aber im Grunde ſind ſie ihm doch Symbole und es wäre ihm nicht möglich, ſie auf die Bühne zu bringen, wie es Aeſchylos gethan hat.[1]) Auch der Anfall, den Oreſt erleidet, hat bei Goethe nicht den Charakter eines epileptiſchen Zufalles, ſondern es handelt ſich eigentlich nur darum, daß ein Menſch in übergroßem Seelenſchmerze die Beſinnung verliert, ein Ereigniß, daß den Dichtern leicht zur Hand iſt.

Bei der Vergeiſtigung, die die Fabel durch Goethe erfahren hat, muß die Art, wie Oreſt in Goethes Iphigenie geheilt wird, einiges Bedenken erregen. Man verſteht nicht recht, wie die Heilung zu Stande kommt. Daß die Berührung Iphigeniens durch einen einfachen Zauber heilt, wie früher die franzöſiſchen Könige Kranke durch

[1]) Schiller ſchreibt am 22. 1. 1802 an Goethe: „Oreſt ſelbſt iſt das Bedenklichſte im Ganzen; ohne Furien iſt kein Oreſt, und jetzt da die Urſache ſeines Zuſtandes nicht in die Sinne fällt, da ſie bloß im Gemüth iſt, ſo iſt ſein Zuſtand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenſtand. Hier iſt eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerſpiels."

einfache Berührung heilten, das kann man nicht annehmen. Goethe sagt zwar: „alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit". Das mag sein und gewiß ist Iphigenie eine Vertreterin reiner Menschlichkeit, aber magisch kann diese auch nicht heilen. Die Einwirkung muß doch motivirt sein. Die Freude über die wiedergefundene Schwester kann das Motiv nicht sein, denn Orest freut sich gar nicht. Erst hält er Iphigenien für eine Betrügerin, dann faßt ihn das Entsetzen über den Gedanken, daß die Schwester als Priesterin den Bruder tödten werde. Aus dem Entsetzen geräth er in die Bewußtlosigkeit, aus dieser erwacht er geheilt. Wenigstens drücken die ersten Worte schon, die er mit freiem Bewußtsein spricht, das Wissen der Heilung aus. Man müßte also annehmen, daß ihn während der Worte des Pylades, Schwester und Freund seien leibhaftig da, die Freude ergreife und heile. Aber diese Auffassung läßt sich mit dem Worte, die Berührung Iphigeniens habe Orest geheilt, nicht vereinigen. Eigentlich sollte man meinen, erst dann, wenn Orest den ganzen Zusammenhang durchschaut, wenn er einsieht, daß doch gütige Götter ihn leiten und einen glücklichen Abschluß vorbereiten, erst dann sollte die Erkenntniß der göttlichen Gnade ihn von der Angst befreien. —

Einige Worte verdienen noch die Stellen, in denen vom erblichen Fluche der Tantaliden gesprochen wird. Im antiken Sinne, sowohl bei den Griechen als bei den Hebräern, hat der göttliche Fluch mit Vererbung in unserem Sinne gar nichts zu thun. Der Gott verflucht

einen Menschen und sein Geschlecht. Der Sohn des Verfluchten erbt seinen Fluch, wie er sein Geld erbt; es ist reines Rechtsverhältniß, ein Act despotischer Justiz. Bei dieser Auffassung ist es durchaus zulässig, daß bei diesem oder jenem Nachkommen oder an einer bestimmten Stelle der Geschlechterfolge der Fluch aufgehoben wird. Die göttliche Willkür hat den Fluch auf das Geschlecht gelegt, paßt es ihr, so läßt sie Gnade walten und zieht den Fluch zurück. Ein Reiner inmitten einer verworfenen Familie hat also für die antike Auffassung nichts Auffälliges.

Goethe übernimmt die alte Fabel, modernisirt sie aber, indem er sie im Sinne der biologischen Vererbung auslegt. Es heißt:

„Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor."

Das ist ganz im Sinne moderner Naturforscher gesprochen: Die vortheilhaften wie die nachtheiligen Eigenschaften werden durch Vererbung gesteigert. Auf der ungünstigen Seite lehrt Goethe wie Morel la dégénérescence progressive. Vom Geschlechte des Tantalus wird gesagt:

„Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld

Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher."

Es handelt sich also um eine Verbrecher-Familie. Der gewaltthätige Charakter, der Mangel an Gerechtigkeit und Liebe vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Zu der modernen Auffassung passen aber die alten Thatsachen nicht. Im antiken Sinne wird Klytämnestra, sobald sie in die Familie eintritt, Miterbin des Fluches, es ist daher begreiflich, daß sie wie ihre Verwandten Ehebruch und Mord auf sich lädt. Im modernen Sinne aber ist dies nicht begreiflich. Noch weniger wird die Erscheinung der Iphigenie verständlich. Goethe fühlt dies, denn er läßt den Thoas sagen: „Sage nun durch welch ein Wunder von diesem wilden Stamme du entsprangst." Die sittliche Hoheit Iphigeniens widerspricht ja gerade der Lehre, daß eine Reihe Böser das Entsetzen der Welt hervorbringe, sie wächst, um mich grob auszudrücken, wie die Blume aus Moder. Goethe giebt gar keine Erklärung für das „Wunder"; er wandte sich wohl ab, weil er nicht gern denken mochte, daß Antikes und Modernes nicht zusammenpassen.

V. Taſſo.

In „Taſſo“ iſt der Held geiſteskrank. Ein Schauſpiel mit einem irren Helden iſt eigentlich eine äſthetiſche Unmöglichkeit, denn ein Unzurechnungsfähiger kann nicht nur nicht beſtraft werden, ſondern auch nicht tragiſch wirken, da ihm die erſte Vorausſetzung, die normale Motivation fehlt. Wie war es möglich, daß Goethe ſich einem ſolchen Vorwurfe ausſetzte? Wie beſonders Kuno Fiſcher auseinander geſetzt hat, kannte Goethe, als er den Plan des Schauſpiels entwarf, Koppens Ueberſetzung des befreiten Jeruſalem, beziehungsweiſe deſſen Vorrede und Manso's Vita di Torquato Tasso. Das 1785 erſchienene Werk des Abate Serassi lernte er erſt auf der italieniſchen Reiſe kennen, er ſtudirte es in Rom. Bekanntlich arbeitete Goethe das ſchon vor der Reiſe Niedergeſchriebene ganz um und erſt 1790 erſchien Taſſo in ſeiner jetzigen Form. Goethes Taſſo iſt nun inſofern eine wunderliche Geſtalt, als er thatſächlich die Symptome der Paranoia zeigt, aber doch nicht als Geiſteskranker gilt. Mir ſcheint, daß man die Sache folgendermaaßen

auffaſſen muß. Als Goethe den Taſſo entwarf, dachte er ſich ſeinen Helden als einen höchſt leidenſchaftlichen, reizbaren, phantaſtiſchen, ſeinen Stimmungen unterworfenen Menſchen. Goethe ſagt zu Eckermann: „Ich hatte das Leben Taſſos, ich hatte mein eigenes Leben und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand mir das Bild des Taſſo.“ Nach der italieniſchen Reiſe beſtimmten die hiſtoriſchen Forſchungen ſeinen „Wirklichkeit-Sinn“, im Bilde Taſſos auch die ausgeſprochen krankhaften Symptome des hiſtoriſchen Taſſo zu zeichnen. Aus Seraſſi habe er, ſagt Schröer, Einzelheiten entnommen, in denen Taſſos hypochondriſche Grillen in der Dichtung gezeichnet ſind. Das iſt aber viel zu mild ausgedrückt. Es handelt ſich eben nicht um hypochondriſche Grillen, ſondern um ausgebildeten Verfolgungswahn und es iſt unverkennbar, daß das Aeſthetiſche durch das Hiſtoriſche geſchädigt worden iſt, wenn es auch nicht Jeder bemerken mag.

Der hiſtoriſche Taſſo ſcheint von ſeiner Mutter die Anlage zur Geiſteskrankheit geerbt zu haben. Er war 1544 geboren und hatte von Jugend an ein unruhiges und bedrängtes Leben, da ſein Vater wegen der Inquiſition fliehen mußte und ihn mit ſich führte. Seine Geiſteskrankheit ſcheint um das 30. Lebensjahr begonnen zu haben. Er hatte ohne jeden Grund Furcht vor der Inquiſition, war immer in Angſt und ohne Ruhe. Dann traten Sinnestäuſchungen auf, Taſſo hörte Geräuſche, als ob in ſeinem Ohre ein Uhrwerk wäre, dann Stimmen verſchiedener Art, er glaubte in ſeinem Zimmer Katzen

und Geſpenſter, Dämonen und Heilige zu finden. Auch zeigte ſich bei ihm die bemerkenswerthe Erſcheinung der einander widerſprechenden Hallucinationen; bald glaubte er ſich von einem Teufelskobold geplagt, der ihm auflauerte und ihm die Sachen aus den Händen nahm, bald erſchien ein guter Geiſt in leuchtender Jünglings-Geſtalt, der tiefſinnige Geſpräche führte. In Antonio Montecatino ſah Taſſo ſeinen Feind und Verderber, das Haupt ſeiner Verfolger. In einer Denkſchrift an den Herzog von Urbino hat er 1578 ſeine Verfolgungen geſchildert, dieſe Schilderung wollte er abſchriftlich verbreiten laſſen. Taſſo war entſchieden gemeingefährlich. Im Jahre 1577 glaubte er in einem Diener einen Spion der Inquiſition zu erblicken und fiel ihn mit einem Dolche an. Damals beſtrafte ihn der Herzog von Ferrara nur mit einigen Wochen Stubenarreſt. Im Jahre 1579 aber ſah ſich der Herzog veranlaßt, Taſſo in das Annenhoſpital bringen und dort 7 Jahre lang feſthalten zu laſſen. Nach ſeiner Entlaſſung zog Taſſo ruhelos in Italien umher, hielt ſich meiſt in Klöſtern auf, erduldete Noth und Armuth, ſtarb 1595 zu Rom.

Goethes Schilderung nun iſt ſo gerathen, daß man ſagen könnte, hier wird mit großer Feinheit und mit Sachkenntniß ein Kranker, der an beginnender Paranoia leidet, beſchrieben. Ein von vornherein wunderlicher Menſch zeigt ſich mehr und mehr mit der Welt zerfallen; zwar weiß er ſich noch für gewöhnlich zu beherrſchen, in Zuſtänden der Erregung aber wirft er den Schleier ab und entblößt ſozuſagen den im Geheimen herangewachſenen

Verfolgungswahn. Taſſo wird von Goethe geſchildert als ein Mann, der ganz in ſeinen Phantaſieen lebe, die Einſamkeit liebe. Er meide die Menſchen und es ſei zu fürchten, „daß ſein Argwohn ſich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle". „Begegnet ja, daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter aus ſeinem Dienſt in einen andern geht, daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt, gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherei und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt." Er ſei auch gegen den Fürſten mißtrauiſch, obwohl ihn dieſer mit großer Nachſicht und Geduld behandle, z. B. eine Unterſuchung angeordnet habe, als Taſſo glaubte, man habe ſein Zimmer erbrochen. Sei er in Leidenſchaft, ſo ſchmähe er auf Alle, auch den Fürſten und die Prinzeſſin. Weiter ſei er in mancher Hinſicht wunderlich. Er putze ſich gerne, trage feine Stoffe, Stickereien, könne aber nicht für ſich ſorgen, verliere, was er habe; komme er von einer Reiſe zurück, ſo fehle ihm ein Dritttheil der Sachen. Antonio ſagt:

„Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von allem reizen, was den Gaumen ſchmeichelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſchlingt er haſtig ein,
Und dann beklagt er ſeinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, ſein allzuheftig Weſen,
Und ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie thöricht hab ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn.
„„Ich fühle dieſes Uebel"" ſagt er bänglich,
Und voll Verdruß. „„Was rühmt ihr eure Kunſt?
Schafft mir Geneſung!"" Gut, verſetzt der Arzt,
So meidet dies und das. — „„Das kann ich nicht.""

So nehmet dieſen Trank. — „„O nein, der ſchmeckt
Abſcheulich, er empört mir die Natur. —““
So trinkt denn Waſſer. — „„Waſſer? Nimmermehr!
Ich bin ſo waſſerſcheu als ein Gebiſſener. —““
So iſt euch nicht zu helfen. — „„Und warum?““
Das Uebel wird ſich ſtets mit Uebeln häufen,
Und wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen. — „„Schön!
Wofür ſeyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel;
Ihr ſolltet auch die Mittel kennen, ſie
Auch ſchmackhaft machen, daß ich nicht noch erſt,
Der Leiden los zu ſeyn, recht leiden müſſe.““

„Wohin er tritt, glaubt er von Feinden ſich
Umgeben. Sein Talent kann niemand ſehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich beläſtigt:
Erbroch'ne Schlöſſer, aufgefang'ne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was vor ihm alles ſchwebt!“

Taſſo ſelbſt trägt in den erſten Aufzügen keine eigentlich krankhaften Züge. Im Streite mit Antonio zeigt er ſich heftig, aber ſein Zorn iſt durchaus berechtigt. Erſt als er ſich vom Fürſten ungerecht behandelt glaubt, trägt ſeine Verzweiflung eine pathologiſche Färbung. Weil er im Palaſte den Degen gezogen, bekommt er Zimmer-Arreſt. Nun nennt er ſeine Stube einen Kerker und ſagt:

„Das häßliche zweideutige Geflügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umſauſt,
Dem Abgrund zu entgehen, der vor mir liegt?“

Das Geflügel ſind offenbar die Wahnvorſtellungen.

„Ich ſoll erkennen, daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles feindliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt."

Er beſchließt „ſich zu verſtellen", d. h. er diſſimulirt, wie es thatſächlich die Paranoia-Kranken thun.

Als dann der Prinzeſſin gegenüber ſeine Stimmung umgeſchlagen hat, er die Fürſtin im Ueberſchwange geküßt hat, dann zurückgewieſen und gewiſſermaaßen verbannt wird, da bricht er von neuem aus und enthüllt nun ganz ſein pathologiſches Weſen. Der Fürſt iſt ein Tyrann, Antonio ſein Marterknecht, jenes Güte war Verſtellung und alles iſt böſe Abſicht.

„So hat man mich bekränzt, um mich geſchmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es feſt!
Mein einzig Gut iſt nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
Das mir noch blieb, vom Hunger mich zu retten!
Jetzt ſeh ich wohl, warum ich feiern ſoll.
Es iſt Verſchwörung, und du biſt das Haupt. [Antonio]
Damit mein Lied nur nicht vollkommen werde,
Daß nur mein Name ſich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tauſend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner ganz vergeſſe,
Drum ſoll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum ſoll ich mich und meine Sinne ſchonen;
O werthe Freundſchaft, theure Sorglichkeit!
Abſcheulich dacht ich die Verſchwörung mir,
Die unſichtbar und raſtlos mich umſpann;
Allein abſcheulicher iſt es geworden. —

Und du Sirene [die Prinzeſſin]! die du mich ſo zart,
So himmliſch angelockt, ich ſehe dich auf einmal . . .
Wie lang verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerin [die Gräfin], die kleine Künſte treibt . . .
Euch alle kenn ich! Sey mir das genug!"

Trotz dieſes Ausbruches beruhigt ſich Taſſo nach einigen Minuten, beſinnt ſich darauf, daß ihm ſein poetiſches Talent geblieben ſei, und klammert ſich an den geſchmähten Antonio an. Ereignete ſich die Scene wirklich, ſo würde der Sachverſtändige an das Rohr im Winde nicht glauben, ſondern mit Recht erneute Diſſimulation vermuthen.

Dadurch, daß Goethe mit dem dem Seraſſi entnommenen Satze: „es iſt Verſchwörung und du biſt das Haupt" den Taſſo als Paranoia-Kranken charakteriſirt, beging er zweifellos einen Fehler. Jedoch darf man von Goethe nicht die Kenntniſſe eines Irrenarztes verlangen. Er konnte nicht wiſſen, daß einer, der einmal ſo ſpricht, wie er den Taſſo ſprechen läßt, ein unheilbar Verrückter iſt. Ihm konnte der Ausbruch des Verfolgungswahnes als eine „hypochondriſche Grille" erſcheinen, die vorübergeht und trotz der Taſſo ein zwar erregter, aber in der Hauptſache geſunder Menſch bleibt. Er wollte Taſſo nicht als einen Unzurechnungsfähigen darſtellen und er täuſchte ſich über die Bedeutung der von ihm verwertheten hiſtoriſchen Notizen. Ja, nicht nur vom Standpunkte des Laien aus, ſondern auch von dem der Aerzte ſeiner Zeit aus, muß man Goethe entſchuldigen. Wahrſcheinlich würde manches Medicinal-Collegium, dem man die Acten des Goethiſchen Taſſo vorgelegt hätte, im

Jahre 1790 den Inculpaten für zurechnungsfähig gehalten haben. Auch iſt mir nicht bekannt, daß Jemand Goethe auf die Bedenklichkeit der Verfolgungsvorſtellungen aufmerkſam gemacht hätte. Heinroth freilich (im Jahre 1820) zählt Goethes Taſſo zu den „Wahnſinnigen" (irrthümlicherweiſe, nämlich im Sinne ſeines Syſtems), aber er macht keine weiteren Bemerkungen. Gerade die Form der Geiſteskrankheit, an der Taſſo litt, iſt recht ſpät richtig beurtheilt worden. Freilich bei der Schilderung Seraſſis konnte gegenüber der Fülle der Hallucinationen u. ſ. w. wohl zu keiner Zeit ein Zweifel über die Geiſtesſtörung beſtehen, aber in den Fällen, in denen wie bei Goethes Taſſo nur Verfolgungsvorſtellungen geäußert werden, nahm man früher oft die Sache zu leicht. Daß Rouſſeau, an den Goethes Taſſo erinnert, geiſteskrank war, wußten die Einſichtigeren ſeiner Zeitgenoſſen, aber man verkannte doch damals und ſpäter die Schwere der Erkrankung, ſtellte ſich etwa vor, es habe ſich um einige „fixe Ideen" gehandelt, die wie Unkraut auf einem ſonſt geſunden Beete aufwuchſen. Aehnlich mag es Goethe mit Taſſo ergangen ſein; es konnte ſeinem Scharfblicke nicht entgehen, daß ſein Taſſo eine „pathologiſche" Figur war, aber er hielt dafür, man bewege ſich da auf einem Grenzgebiete, auf dem ebenſo wie im Reiche der Leidenſchaften die normale Pſychologie herrſche und das der poetiſchen Verwerthung zugänglich ſei.

Daß, wie Schöll will, Goethe den ausbrechenden Wahnſinn Taſſos als Kataſtrophe betrachtet habe, kann ich durchaus nicht glauben. Es hieße das, Taſſo ſei

durch die Aufregungen, die im Stücke geſchildert werden, verrückt geworden und gebe ebendadurch dem Stücke einen tragiſchen Abſchluß. Mir ſcheint das ganz und gar nicht dem Sinne Goethes zu entſprechen und durch die Schluß-Scene direct widerlegt zu werden. Damit wird auch Schölls äſthetiſches Bedenken erledigt: „Die lebendige Schönheitsentfaltung ſchlägt in dieſen häßlichen, die empfindlichſte Sympathie in dieſen antipathiſchen Zuſtand nieder, und der Aether der Poeſie breitet ſich um uns als die drückende Luft der Krankenſtube, welche die Welt für Taſſo bleibt.“ Ich ſollte meinen, mit ſolchen Worten widerlegte Schöll ſeine eigene Auffaſſung.

Daß die Paranoia nicht „ausbrechen“, ſondern höchſtens plötzlich offenbar werden kann, will ich nicht beſonders betonen, denn dieſen Unterſchied hätte Goethe kaum machen können. Dagegen iſt noch das gegen Schöll einzuwenden, daß nach Goethes Auffaſſung die „Kataſtrophe“ in der Zerſtörung des Verhältniſſes zwiſchen Taſſo und dem fürſtlichen Hauſe beſtehen dürfte. Durch ſeine Aufregungen richtet Taſſo das angenehmſte Verhältniß zu Grunde, nimmt ſich den Boden, auf dem er zur ſchönſten Entwickelung gediehen war, macht ſich freund- und heimathlos. Das iſt doch für ein „Schauſpiel“ Kataſtrophe genug. Was Goethe ſich bei der Schlußſcene gedacht hat, das weiß niemand. Ich glaube, daß er ſelbſt den Leſer im Ungewiſſen laſſen wollte. Er kannte den elenden Verlauf des wirklichen Lebens Taſſos, er konnte deshalb und auch aus anderen Gründen dem unglücklichen Dichter nicht eine glänzende Zukunft in Ausſicht ſtellen.

Andererſeits war es ſeiner concilianten Natur zuwider, mit einem Ausblicke auf endloſen Jammer zu ſchließen. Er wählte daher die vorliegende Form, bei der jeder denken kann, was er will. Das aber ſcheint höchſt wahrſcheinlich, daß Goethe auch am Schluſſe den Taſſo nicht als einen ausgeſprochen Geiſteskranken darſtellen wollte.

VI. Wilhelm Meister.

1. Der Harfenspieler.

Der Umstand, daß Goethe den Wilhelm Meister immer und immer wieder liegen ließ, an ihm zu ganz verschiedenen Zeiten arbeitete, hat offenbar auch die Figur des Harfenspielers zu Schaden kommen lassen. Man kann nicht annehmen, daß alles, was von ihm erzählt wird, einem Entwurfe entstamme. Zuerst hat Goethe wahrscheinlich Mignon und den Harfner als Contrastfiguren hingestellt und sich an diesem Bilde erfreut. Demnächst mag im Laufe der Erzählung die Geisteskrankheit des Harfners entstanden sein. Viel später muß Goethe in dem Bedürfnisse, alles zu verknüpfen und abzuschließen, die arg romanhafte Erzählung des Markese hinzugefügt haben, ohne zu bemerken, daß das Alte nicht recht zu dem Neuen stimmte. Bekanntlich sind die Lehrjahre unter Schillers Einwirken etwas rasch abgeschlossen worden. Dadurch erklärt sich wohl das weniger glücklich Gerathene.

Im Anfange wird der Harfner als ein ganz alter Mann geschildert. Sein kahler Scheitel war von wenig

grauen Haaren umkränzt, er hatte weiße Augenbrauen, große blaue, ſanfte Augen, eine wohlgebildete Naſe, einen langen weißen Bart, einen ſchlanken Körper. Gewöhnlich wird er „der Alte“ genannt. Er ſingt viele deutſche Lieder, ſpricht ungern, aber alles, was er ſagt, iſt verſtändig. In einer langen Unterredung, die Wilhelm mit ihm hat, antwortet der Alte anmuthig auf alles und mit der reinſten Uebereinſtimmung durch Anklänge, wobei alle verwandten Empfindungen rege werden. Später wird er ausgeſandt, um die Amazone zu ſuchen, und benimmt ſich dabei ſehr vernünftig. Daß hinter ihm etwas ſonderbares ſteckt, erfährt man anfänglich nur daraus, daß er im Stillen weint und ſingt. Später wird das Pathologiſche deutlicher: der Alte erklärt, er wolle fort, er müſſe unſtet und flüchtig ſein, er bringe ſeiner Umgebung Unglück, er deutet auf ein ſchaudervolles Geheimniß hin, auf die Rache, die ihn verfolgt. Bei dieſen Erklärungen weint er und in ſeinen Augen glüht ein ſonderbares Feuer. Mit Mignon hält er gute Freundſchaft, aber der Knabe Felix regt ihn auf und es ſcheint, daß ſein Zuſtand durch deſſen Gegenwart verſchlimmert wird. Endlich in der Nacht nach Aufführung des Hamlet bricht im Hauſe Feuer aus und der Harfner, der wahrſcheinlich das Feuer gelegt hat, wird „raſend,“ will den Felix umbringen. Nemlich als er im Hofe mit Felix allein iſt, zündet er das vorhandene Stroh an, legt dem Knaben die Hände aufs Haupt und zieht ein Meſſer, als ob er das Kind opfern wollte. Er wird geſtört, flieht, kehrt dann zurück und ſingt ein Lied. Das Lied enthielt den Troſt eines

Unglücklichen, „der ſich dem Wahnſinne ganz nahe fühlt.“ Wilhelm ſperrt den Alten in das Gartenhaus und führt „ein wunderbares Geſpräch“ mit ihm. Offenbar tritt nach der Aufregung in der Brandnacht Beruhigung ein, aber der frühere Zuſtand wird nicht wieder erreicht, denn es heißt, daß der unglückliche Alte deutliche Spuren des Wahnſinnes zeige. Er wird zu einem Landgeiſtlichen gebracht, bekommt hier einen Stundenplan, unterrichtet Kinder im Harfenſpiele, arbeitet im Garten und gelangt allmählich zu Ruhe und Heiterkeit.

Später trifft der anſcheinend geheilte Harfner auf dem Schloſſe des Oheims ein. Kutte und Bart fehlen, an ſeinem bedeutenden Geſicht erſcheinen die Züge des Alters nicht mehr. Geſtalt und Weſen ſind bedeutend, ernſthaft, auffallend. Der Wahn, von dem der Mann geheilt iſt, beſtand in der Hauptſache angeblich darin, daß er überallhin Unglück zu bringen fürchtete und glaubte, der Tod ſtehe ihm durch einen unſchuldigen Knaben bevor. Die Geneſung ſei dadurch geglückt, daß er ſich eine Flaſche mit Opium aneignete, als ein jederzeit bereites Mittel zur Befreiung. „Das Gefühl, daß es wünſchenswerth ſei, die Leiden dieſer Erde durch den Tod geendigt zu ſehen, brachte mich zuerſt auf den Weg der Geneſung.“ Er könne die Schmerzen (welche, erfährt man nicht) nur ertragen, wenn er den Talisman habe. Unglücklicherweiſe fallen die Aufzeichnungen des Markeſe, die ſeine Jugendgeſchichte enthalten, in die Hand des Geneſenen. Er beſchließt nun, das Opium zu nehmen, und macht es zurecht, indem er es in ein Glas gießt und eine Flaſche

Mandelmilch daneben ſetzt. Vorher aber geht er in den Garten, um ſich die Welt noch einmal anzuſehen. Unterdeſſen kommt der Knabe Felix in ſein Zimmer und trinkt aus der Flaſche mit Mandelmilch. Der Harfner kommt dazu, glaubt, Felix habe vom Opium getrunken, verzweifelt und ſchneidet ſich den Hals ab. Er wird gefunden, der Schnitt hat nur die Luftröhre durchtrennt, man legt einen Verband an. In der Nacht aber reißt der Kranke den Verband ab und ſtirbt durch Verblutung.

Die Vorgeſchichte des Harfners iſt folgende. Der Markeſe X., ein begabter, tüchtiger, aber bis zur Schrullenhaftigkeit eigenſinniger Mann, hatte 4 Kinder. Die beiden älteren Söhne waren in der Hauptſache geſund; der 3. Sohn, Auguſtin war von Anfang an zart und ſchwärmeriſch, er kam deshalb in ein Kloſter, ſchwankte da zwiſchen Ekſtaſe und „Ohnmacht und leerem Elend“ durch Genuß heiliger Schwärmerei, kehrte ſchließlich in jammervollem Zuſtande nach Hauſe zurück. Nun war aber noch eine ſpätgeborene Tochter vorhanden, deren der Vater ſich geſchämt hatte und die deshalb in der Stille aufgezogen worden war. Dieſe Sperata lernt der im Elternhauſe geneſende Auguſtin kennen; die jungen Leute lieben einander und zeugen ein Kind, das ſpäter als Mignon erſcheint. Nach Entdeckung des Inceſtes will ſich Auguſtin nicht von Sperata trennen, bezweifelt bald die Thatſache, beruft ſich bald auf die Natur gegen die Sitte. Allmählich aber gewinnen die Umgebung und die anerzogenen Vorſtellungen die Uebermacht; Auguſtin verzweifelt, flieht, wird ergriffen und in das Kloſter

zurückgeführt. „Nach vielen ſchrecklichen und ſonderbaren Epochen“ geräth er in einen ſeltſamen Zuſtand der Ruhe des Geiſtes und der Unruhe des Körpers. Nur beim Singen und Harfenſpielen ſitzt er ſtill. Er iſt lenkſam und man kann ihn zu allem bewegen, wenn man mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode droht. Zu jeder Stunde der Nacht ſieht er beim Erwachen einen ſchönen Knaben unten an ſeinem Bette, der ihm mit einem blanken Meſſer droht. Auch nach Wechſel des Zimmers erſcheint der Knabe wieder, zuletzt ſteht er ſogar an anderen Stellen des Kloſters im Hinterhalte. Auguſtin wird immer ruheloſer, endlich, als die Nachricht vom Tode Speratens und von Wundern an ihrer Leiche in das Kloſter dringt, entflieht er mit großer Schlauheit, beſucht die Leiche und wandert dann in die Ferne.

Wie ſchon im Eingange bemerkt wurde, das Bild des alten Harfners und die Geſchichte Auguſtins wollen nicht recht zuſammen ſtimmen. Jener iſt offenbar als Deutſcher gedacht (blaue Augen), dieſer iſt ein Italiener. Wenn auch in der Geſchichte des Markeſe keine Altersangaben gemacht werden, ſo muß man doch annehmen, daß Auguſtins Liebesgeſchichte in ſeiner Jugend ſpiele. Mignon wird, als ſie zu Wilhelm Meiſter kommt, auf 12—13 Jahre geſchätzt. Alſo auch dann, wenn man dem Liebhaber Auguſtin ein Alter von 30 Jahren geben wollte, würde doch der Harfner bei ſeinem Auftreten erſt 43 oder 44 Jahre alt ſein. Von ſeinem älteren Bruder, dem Markeſe Cipriani wird ausdrücklich geſagt, er ſei „ein Mann noch nicht hoch in Jahren.“ Goethe

muß das Mißverhältniß bemerkt haben, da er die wunderliche Bemerkung hinzugefügt hat, man habe bei der Rückkehr des Augustin von dem Geistlichen die Züge des Alters nicht mehr bemerkt. Als ob der Geistliche eine Jungfern-Mühle gehabt hätte! Auch die Unterdrückung aller Altersangaben im Berichte des Markese ist auffallend. Ich weiß nicht, ob man auf diese Dinge schon geachtet hat. Düntzer sagt nichts darüber.

In psychiatrischer Hinsicht ist die Gestalt des Harfners nicht gelungen. Goethe hat bei ihr offenbar kein Vorbild gehabt. Das Ganze ist eine Bildung der Phantasie, die die im Publikum geläufigen Vorstellungen vom Wahnsinne verwerthet. Jedoch zeigt sich Goethes Scharfsinn darin, daß er den Harfner als einen von vornherein krankhaften Menschen schildert, als einen Entarteten und das Glied einer entarteten Familie. Ich erinnere an Goethes Betonung der Vererbung in der Iphigenie. Sodann findet sich in der Schilderung des geisteskranken Harfenspielers eine noch nicht erwähnte Stelle, die mir besonderer Betrachtung werth zu sein scheint. Wie gesagt, wird der kranke Harfner zu einem Landgeistlichen gebracht, der sich mit der Behandlung Geisteskranker befaßt. Dieser, der sich sehr verständig über die Therapie ausspricht, zieht für das Physische „einen denkenden Arzt" zu Rathe. In unserem Falle ist es ein kleiner ältlicher Arzt und er erzählt dem Wilhelm Meister: „Nie hab' ich ein Gemüth in einer so sonderbaren Lage gesehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindesten Antheil genommen, ja fast auf nichts

gemerkt; bloß in ſich gekehrt, betrachtete er ſein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermeſſlicher Abgrund erſchien. Wie rührend war es, wenn er von dieſem traurigen Zuſtande ſprach! Ich ſehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der ſchrecklichſten Einſamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Geſpenſt ſich rückwärts ſehen läßt. Doch da iſt keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück; kein Wort drückt dieſen immer gleichen Zuſtand aus. Manchmal ruf' ich in der Noth dieſer Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieſes ſeltſame unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß meines Zuſtandes. Kein Strahl einer Gottheit erſcheint mir in dieſer Nacht; ich weine meine Thränen alle mir ſelbſt und um mich ſelbſt. Nichts iſt grauſamer als Freundſchaft und Liebe; denn ſie allein locken mir den Wunſch ab, daß die Erſcheinungen, die mich umgeben, wirklich ſein möchten. Aber auch dieſe beiden Geſpenſter ſind nur aus dem Abgrunde geſtiegen, um mich zu ängſtigen und um mir zuletzt auch das theure Bewußtſein dieſes ungeheuren Daſeins zu rauben.

Wenn ſich ihm etwas aufdrängt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu geſtehen, eine Zeit ſei vergangen, ſo ſcheint er wie erſtaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erſcheinung der Erſcheinungen."

Das iſt eine Schilderung, die man nicht erfinden kann.

So wie Goethe die Klagen des Melancholischen wiedergiebt, könnten sie in einer Krankengeschichte stehen. Es scheint mir sicher zu sein, daß Goethe hier eine Vorlage gehabt hat. Vielleicht hat ein Beobachter diese Reden wegen ihres psychologischen Interesses aufgeschrieben und die Notizen Goethe übergeben. Historische Grundlagen für solche Vermuthungen habe ich freilich bisher nicht gefunden, ebensowenig wie dafür, ob Goethe thatsächlich mit psychiatrisch thätigen Landgeistlichen in Berührung gekommen ist. Unwahrscheinlich aber ist meine Vermuthung nicht, denn die Reden des kranken Harfners sind so charakteristisch, daß sie die Aufmerksamkeit gerade des Sachkundigen erwecken müssen. Es handelt sich hier nicht um Klagen, wie man sie von jedem Melancholischen hören kann, sondern um etwas ganz Besonderes, nemlich um das erst in der neuesten Zeit von französischen Irrenärzten beschriebene délire de négation. Cotard machte zuerst darauf aufmerksam, daß sich besonders bei älteren Melancholischen mit der Zeit ein eigenthümlicher Verneinungswahn ausbilden kann, der leicht in ein délire d'énormité umschlägt. Alles ist nur scheinbar, in Wirklichkeit giebt es nichts. Die Schuld des Kranken aber ist wirklich und so unermesslich, daß sie alles erfüllt. Nichts ist außer ihm, keine Zeit, kein Raum, er, seine Schuld und seine Strafe sind ewig. Alle Dinge der Welt sind nur ein trügender Schein, bestimmt, die Leiden des Kranken zu vermehren, Gespenster, die dem Nichts angehören. Und so fort. Unschwer erkennt man in den Reden des Harfners das délire de négation und es ist wohl begreiflich,

daß ein ſo wunderlicher Seelenzuſtand Goethes Aufmerkſamkeit feſſeln mußte, ſobald er von ihm Kunde erhielt.

Der Selbſtmord des Harfners iſt nicht als Ausfluß der Krankheit gedacht. Während der Krankheit fürchtete er durch den Knaben zu ſterben und wollte ihn deshalb lieber umbringen, beziehungsweiſe opfern. Nach der Geneſung tödtet er ſich, weil er durch ſeine Unvorſichtigkeit den Knaben getödtet zu haben glaubt, oder richtiger, weil zu ſeiner Verzweiflung über ſein jammervolles Leben der Schreck über den Tod des Knaben hinzutritt. Als krankhaft kann man höchſtens die Reizbarkeit Auguſtins anſehen. Uebrigens hat Goethe doch wohl die Abſicht gehabt, den Wahn des Harfners als eine geheimnißvolle Ahnung erſcheinen zu laſſen: der blonde Knabe, vor dem Auguſtin ſich ſein Leben lang gefürchtet hat, wird thatſächlich Urſache ſeines Todes, wenn auch nur als Werkzeug höherer Mächte.

Auffallend iſt, daß Auguſtin nicht gleich ſtirbt. Man möchte es für etwas grauſam halten. Goethe zeigt aber dabei, daß ihm die nicht ſeltenen Fälle bekannt waren, in denen das in ſelbſtmörderiſcher Abſicht ausgeführte Halsabſchneiden nur zur Durchtrennung der Luftröhre führt. Der Kranke ſtirbt dann nicht, weil die großen Halsadern nicht angeſchnitten ſind. Freilich wird ebendeshalb in der Regel auch nachträglich keine Verblutung eintreten, wenn der Verband entfernt wird.

2. Mignon.

Die Mutter Mignons wurde, nach der Entdeckung des Liebesverhältnisses zu ihrem Bruder Auguſtin durch den Beichtvater in Gewiſſensqual verſetzt, irrſinnig, „ohne wahnſinnig zu ſein". Als das Kind verſchwunden war, lebte ſie in dem Gedanken, der See werde die Leiche oder doch die Knochen auswerfen. Durch den Einfluß des Geiſtlichen wurde ſie „in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten". Man verſuchte ſie dadurch zu heilen, daß man ihr Kinderknochen in die Hände ſpielte. Als ein Skelet beiſammen war, nahm die Wärterin es weg. Die Kranke glaubte, ihr Kind aus den Knochen auferſtehen und glänzend zum Himmel auffahren zu ſehen; ſie wurde ruhiger und heiterer, aß aber immer weniger und ſtarb bald.

Das Kind Mignon zeigte von Anfang an eine ſonderbare Natur. Es lernte früh laufen, ſingen, Zither ſpielen, „nur mit Worten konnte es ſich nicht ausdrücken und es ſchien das Hinderniß mehr in ſeiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen." Es kletterte auf Bäume, lief auf den Rändern der Schiffe, trug deshalb Knabenkleider. Bei ſeinem Umherſchweifen ward es von Zigeunern geſtohlen.

Als Wilhelm Meiſter Mignon aus den Händen des herumziehenden Seiltänzers, der ſie ſchlecht und grauſam behandelt, befreit, iſt ſie ein Mädchen von 12—13 Jahren, „eine junge ſchwarzköpfige, düſtere Geſtalt". Der Körper iſt gut gebaut, nur daß die Glieder einen ſtärkeren

Wuchs versprechen, die Bildung ist nicht regelmäßig, aber auffallend, die Stirne geheimnißvoll, die Nase außerordentlich schön, der geschlossene Mund zuckt oft nach einer Seite, ist aber treuherzig und reizend, die Gesichtsfarbe bräunlich. Im Weiteren zeigt sie sich verständig, gewissenhaft, fleißig, lerneifrig. Ihre Ausdrucksweise jedoch war unvollkommen. Die Schrift blieb schlecht. Auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Am auffallendsten ist ihr gemüthvolles, aber heftiges und zu krankhaften Explosionen geneigtes Wesen. Bei stärkeren Erregungen bekommt sie Schmerz in der Herzgegend und dann folgt ein Krampfanfall. Ein allmählich beginnendes Zucken verbreitet sich über alle Glieder, sie schreit auf und verfällt in Bewußtlosigkeit mit allgemeiner Erschlaffung. Es folgen wieder Zuckungen, die Anspannung des ganzen Körpers wird betont. Dann wirft sie sich, wie ein Ressort, das zuschlägt, dem geliebten Wilhelm um den Hals und vergießt Thränen im Strome, unter denen allmählich Beruhigung eintritt. In der Philinen-Nacht regt sich Mignon sehr auf, sie bekommt in Eifersucht und Angst ihre Herzzufälle und verbringt die ganze Nacht unter entsetzlichen Zuckungen zu den Füßen des Harfners. Als sie viel später die Scene erzählt, wiederholt sich der Schmerz, „es wand sich wie ein Wurm an der Erde". Erschüttert von Gemüthsbewegungen, verzehrt von ihrer Sehnsucht nach der südlichen Heimath und von der Liebe zu Wilhelm, siecht sie nach der Trennung von diesem dahin. Der Einfluß Theresens und Nataliens beruhigt sie zwar, macht sie

ſanfter und mädchenhafter, der fortſchreitende Verfall aber iſt nicht aufzuhalten. Natalie erzählt von der Krankheit, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei ſeiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an ſeinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieſes erſte Organ des Lebens bei unvermutheten Gemüthsbewegungen manchmal plötzlich ſtill ſtehe und daß dann keine Spur der heilſamen Lebensregung in dem Buſen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sei der ängſtliche Krampf vorbei, ſo äußere ſich die Kraft der Natur wieder in gewaltſamen Pulſen und ängſtige das Kind nun mehr durch Uebermaaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe. Als ſie Wilhelm wiederſah, trug ſie lange weiße Mädchenkleider und theils lockige, theils aufgebundene, reiche braune [früher ſchwarze] Haare. Sie war ſehr abgezehrt, „ſah völlig aus wie ein abgeſchiedener Geiſt“, war ſanft und ruhig. Bei der Ankunft Thereſens ſpringt Mignon mit Felix um die Wette. Als aber Wilhelm und Thereſe in ihrer Gegenwart einander umarmen, fährt Mignon mit der linken Hand nach dem Herzen, ſtreckt den rechten Arm heftig aus und fällt mit einem Schrei todt nieder. Der Markeſe ſieht auf dem Arme der Leiche eine Tätowirung und erkennt daran ſeine Nichte.

Mignon iſt offenbar auch eine reine Phantaſie-Geſtalt. Sie ſollte wohl hauptſächlich als wunderbar und rührend erſcheinen und man darf zweifeln, ob ihr von vornherein krankhafte Züge zugedacht waren. Auch zur Tochter des

Harfners hat ſie Goethe wahrſcheinlich erſt in ſpäteren Jahren gemacht, da im Anfange gar nichts auf ein ſolches Verhältniß hindeutet. Jetzt ſteht das Mädchen vor uns als Kind eines geiſteskranken Geſchwiſterpaares. Nach ärztlicher Auffaſſung müſſen wir bei ihm erbliche Belaſtung ſchlimmſter Art vorausſetzen und wirklich ſchildert Goethe das Bild einer Entarteten und nicht Lebensfähigen. In wieweit hier von überlegter Abſicht zu reden iſt, das dürfte ſchwer zu ſagen ſein. So lebhaft in Goethe der Gedanke an das Pathologiſche überhaupt war, ſo ſcheint er ſich doch um ſeine concreten Formen nicht viel gekümmert zu haben. Wahrſcheinlich hat er ſich auch nicht überlegt, was er eigentlich in Mignons Krankheit ſchildern wollte, ob einen Herzfehler mit epileptiſchen Anfällen oder was ſonſt. Vielmehr war ſein Gedanke wohl der: Mignon iſt ein Weſen, das vorwiegend mit dem Herzen (im übertragenen Sinne) lebt und als ihm der Lebensweg verſperrt wird, ſo leidet es vorwiegend am Herzen (im eigentlichen Sinne). Wir können daher wohl von weiteren Erörterungen über die Diagnoſe bei Mignons Krankheit abſehen. Die Schilderung des Krampfanfalles iſt die eines hyſteriſchen Anfalles. Wahrſcheinlich iſt es Goethe, trotz ſeiner Abneigung gegen ſolche Anblicke, nicht erſpart worden, gelegentlich hyſteriſchen Anfällen zu begegnen und ſo konnte die Schilderung an eigene Erinnerungen anknüpfen. Die Beſchreibung der Herzbeſchwerden erinnert theils an die Beſchwerden Hyſteriſcher, theils an die wirklich Herzkranker. Es iſt begreiflich, daß ein Dichter dergleichen zuſammenwirft.

Die Tätowirung erfand Goethe wohl nur deshalb, weil er ein Erkennungzeichen brauchte (natürlich nicht im Sinne des signum degenerationis), doch wäre eigentlich ein Muttermal zweckmäßiger gewesen, da man weder bei uns, noch in Italien die kleinen Kinder zu tätowiren pflegt.

3. Der Graf und die Gräfin.

Der Graf wird als ein etwas schwachsinniger und eitler Mann geschildert. Als er Wilhelm an seinem Schreibtische in seinen Kleidern gesehen hat, wird er schwermüthig, weil er seinen Doppelgänger gesehen zu haben glaubt, und er entschließt sich, bei den Herrenhutern einzutreten. Das Ganze ist eine vortreffliche Schilderung leichten angeborenen Schwachsinns. Das Vorbild des Grafen im Roman soll der Graf von Werthern gewesen sein, von dem Goethe an Frau von Stein schreibt: „seine Narrheit nehm' ich für bekannt und toll ist er noch nicht gewesen".

Die Gräfin wird als eine ein wenig leichtsinnige Weltdame geschildert. Sie verfällt auf eigenthümliche Weise in einen hypochondrischen Zustand. Der bekannte kleine Arzt erzählt von ihr: „Eben dieser junge Mensch [Wilhelm M.] nimmt Abschied von ihr, sie ist nicht vorsichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schließt sie in seine Arme, und drückt ihr das große, mit Brillanten besetzte Portrait ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust: sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine

Röthe und dann keine Spur mehr zurückläßt. Ich bin als Menſch überzeugt, daß ſie ſich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieſer Druck keine übeln Folgen haben werde: aber ſie läßt ſich nicht ausreden, es ſey eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, ſo behauptet ſie, nur in dieſem Augenblick ſey nichts zu fühlen; ſie hat ſich feſt eingebildet, es werde dieſes Uebel mit einem Krebsſchaden ſich endigen, und ſo iſt ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für ſie und andere völlig verloren". Infolge ihres „Kummers" entſchließt ſich die Gräfin, mit ihrem Manne zu den Herrenhutern zu gehen.

Auch hier liegt eine ausgezeichnete Schilderung voll innerer Wahrſcheinlichkeit vor und man möchte glauben, daß ein wirklicher Vorgang beſchrieben ſei. In Goethes Sinne iſt es von Bedeutung, daß bei beginnender Untreue der Frau ihr das Bild das Bild des Ehemannes wider die Bruſt gedrückt wird und die hypochondriſche Beſchwerde erſcheint als verkleideter Gewiſſensbiß. Man kann aber auch von ſolchen moraliſchen Erwägungen abſehen. Wenn ein Affect durch einen plötzlichen Schmerz unterbrochen wird, ſo kann der erſchreckende Schmerz fixirt werden, ſodaß ſein Nachbild unbegrenzte Dauer erlangt. Bedingung iſt eine nervöſe Anlage, vermöge der der Zuſtand des Affectes ein dem hypnotiſchen ähnlicher Zuſtand geſteigerter Suggeſtibilität wird. Trifft, wie hier, der Schmerz die weibliche Bruſt, ſo findet er einen zu krankhaften Eigenſuggeſtionen geeigneten Boden, da die Frauen, oder doch viele von ihnen, in einer

fortwährenden Angst vor dem Krebse leben. In ähnlicher Weise rufen bei Arbeitern verhältnißmäßig leichte Unfälle oft schwere nervöse Störungen hervor, weil die Arbeiter sich immer mit dem Gedanken an Unfälle und an die mit ihnen verbundene Erwerbslosigkeit beschäftigen. Die Unfall-Nervenkrankheiten werden vielfach traumatische Neurose genannt und ein College, dessen Name mir entfallen ist, hat vor einigen Jahren den Zustand der Gräfin als einen Fall traumatischer Neurose bezeichnet. Indessen liegen da doch Unterschiede vor und der von Blocq angewendete Name Topoalgie wäre zutreffender. Es bleibt jedoch bei der Gräfin nicht bei der suggerirten Schmerzempfindung und dem Gedanken an die Krebsgefahr, sondern sie glaubt irrigerweise, einen harten Knoten in der Brust zu fühlen. Diese hypochondrische Wahnvorstellung könnte in Wirklichkeit sehr wohl zur Topoalgie hinzutreten und würde darthun, daß bei der Patientin eine ausgeprägte krankhafte Anlage vorhanden war.

4. Die schöne Seele.

„Ich bekam Lust", schreibt Goethe an Schiller, „das religiöse Buch meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjectiven und Objektiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu, als vielleicht zu einem anderen Theile. Und doch wäre, wie Sie seiner Zeit sehen werden, eine solche Darstellung unmöglich gewesen, wenn ich nicht früher die Studien nach

der Natur dazu geſammelt hätte". Natalie bezeichnet ihre Tante, die ſchöne Seele, deren ſchwache Geſundheit ſie hervorhebt, als eine ſchöne Natur, die ſich allzu zart, allzu gewiſſenhaft gebildet habe, die deswegen nicht das geworden ſei, was ſie der Welt hätte ſein können. Goethe ſagt zwar nicht und hält wohl auch in Wahrheit nicht dafür, daß ein krankhafter Geiſteszuſtand vorliege, aber er betont ſo nachdrücklich die körperlichen Krankheiten und die körperliche Schwäche der Myſtikerin, daß die Bedeutung des Pathologiſchen hier nicht zu verkennen iſt. Auch das Vorbild, Fräulein von Klettenberg, war kränklich, aber Goethe würde in der dichteriſchen Darſtellung der Krankheit nicht ſoviel Raum gegönnt haben, wenn er nicht hätte ſagen wollen, daß Kränklichkeit eine weſentliche Bedingung der geiſtigen Beſchaffenheit der ſchönen Seele ſei.

5. Aurelie.

Auch in Goethes Sinne iſt die übertrieben leidenſchaftliche Aurelie eine krankhafte Natur. Sie wird durch ihre Reizbarkeit ſich und Anderen unerträglich. Immer weniger kann ſie den Anforderungen des Lebens genügen. Goethe läßt ſie an einer acuten Krankheit eines frühen und unerwarteten Todes ſterben und ſagt damit, daß er ſie nicht weiter brauchen kann, daß ein Menſch, der nur Spielball ſeiner Gemüthsbewegungen iſt, lebensunfähig wird.

VII. Benvenuto Cellini.

Eigentlich gehört Cellini unter die Quellen, aus denen Goethe krankhafte Geisteszustände kennen lernte, indessen rechtfertigt es Goethes liebevolle Bearbeitung der Mittheilungen des alten Italieners, Cellini auch unter den Goethe-Figuren zu nennen.

Das Auffallendste an Cellini ist seine Iracundia morbosa, auf die Goethe selbst mit Staunen hinweist. Wenn Cellini sich für beleidigt hält, so erfaßt ihn ein solches Uebelbefinden, daß er zur Befriedigung seines Zornes sich jeder Gefahr aussetzt, ohne Bedenken sich selbst den größten Nachtheil zufügt. Kann er das Blut seines Gegners nicht sehen, so wird er einfach krank. Berühmt sind Cellini's Gefängniß-Hallucinationen. Er hat Ahnungen und geheime Antriebe.

Einmal geht Cellini mit einem Zauberer und Andern in das Colosseum bei Nacht, um Geister zu beschwören. Das erste Mal scheint nur der Zauberer die Geister gesehen zu haben, zum andern Male aber nimmt Cellini einen Knaben mit und dieser geräth in der Angst in

einen hypnotiſchen Zuſtand, ſieht Legionen von Teufeln und verſetzt durch ſeine aufgeregten Schilderungen auch die Anderen in Schrecken. Beim Heimwege ſieht der Knabe noch zwei eigenthümliche Geiſter, die ihnen folgen.

Beſonders bemerkenswerth iſt die Schilderung des geiſteskranken Caſtellans der Engelsburg. Der ältere Mann leidet an intermittirendem Irreſein, er erkrankt jedes Jahr, hält ſich dann für ein Thier, etwa einen Froſch, oder für einen Oelkrug, oder für todt. Er ſchwatzte dabei viel und ſein Benehmen entſprach ſeinen Wahnvorſtellungen („Grillen"). Er hüpfte wie ein Froſch, oder er wollte ſich begraben laſſen. Und ſo fort. In dem Jahre, als Cellini auf der Burg gefangen ſaß, hielt ſich der Caſtellan für eine Fledermaus, „und wenn er ſo ſpazieren ging, ziſchte er manchmal leiſe, wie dieſe Geſchöpfe, bewegte ſich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen". Er ißt nicht und ſchläft nicht, manchmal ſind ſeine Augen ganz falſch gerichtet, das eine blickt dahin, das andere dorthin. Als Cellini angekündigt hat, er werde entfliehen, iſt der Caſtellan in der größten Angſt, er möchte wegfliegen. Schließlich ſagt er: wenn der Gefangene wegflöge, möchten ſie ihn nur gewähren laſſen, er werde ihn ſchon einholen, denn er könne bei Nacht beſſer fliegen, „Benvenuto iſt nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig". Kein Menſch denkt daran, der geiſteskranke Caſtellan könne zur Erfüllung ſeiner verantwortungsvollen Amtspflichten untauglich ſein. Als Benvenuto wirklich entflohen iſt, will der Caſtellan ſich

mit aller Gewalt von ſeinen Dienern losreißen und auch am Thurme herunterfliegen. Dann läßt er ſich zum Papſte tragen und beklagt ſich bitter, es geſchähe ihm das größte Unrecht, wenn Seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniß ſtellten, „wehe mir! er iſt davon geflogen, und hat mir doch verſprochen, nicht wegzufliegen". „Der Papſt ſagte lachend: Geht nur, geht! ihr ſollt ihn auf alle Fälle wieder haben." So kommt es denn auch und der Caſtellan quält dann den Cellini in ſeinem Wahne auf das ärgſte. Dabei zehrt er ab und wird körperlich immer kränker. „Der Caſtellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu ſeiner Geneſung hatten, war doch wieder ganz zu ſich gekommen, und die Launen ſeiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlaſſen." Er ſucht ſein Unrecht wieder gut zu machen, ſtirbt aber bald „an ſeinem großen Uebel".

VIII. Wahrheit und Dichtung.

An dieſer Stelle will ich nur auf zwei von Goethe eingehender beſprochene Perſonen eingehen, die beide in Geiſteskrankheit verfielen und nicht nur wegen ihres Verhältniſſes zu Goethe, ſondern auch an ſich intereſſant ſind. Ich meine Lenz und Zimmermann. Wollte ich alle die Menſchen, von denen Goethe in ſeiner Biographie ſpricht, auf ihren Gehalt an Pathologiſchem unterſuchen, ſo würde ich in's Grenzenloſe gerathen. Auf Goethes Perſon und Familie aber komme ich ſpäter zu ſprechen.

1. Lenz.

Die Notizen über Lenzen's Lebenslauf entnehme ich hauptſächlich dem Buche K. Weinhold's (Gedichte von J. M. R. Lenz. Berlin 1891).

Jakob Michael Reinhold Lenz wurde am 12. Januar 1751 als Sohn eines Geiſtlichen in Livland geboren. Ueber die Mutter und über Nervenkrankheiten in der Familie habe ich nichts erfahren. Der Knabe fing früh

an, zu dichten, er war geistig frühreif, blieb aber „klein, schwächlich, nervös". Im Jahre 1767 war er krank [woran?] und erholte sich dann bei seinem älteren Bruder. Im Jahre 1768 zog er nach der Universität Königsberg. Im Jahre 1771 ging er als Begleiter der jungen Herren von Kleist nach Straßburg. Er wird in den folgenden Jahren geschildert als erregt und zu phantastischen Liebschaften geneigt. Nachdem er sich von den Kleists getrennt hatte, wurde er von Schulden gedrückt und der Zorn seiner Familie über sein „nichtswürdiges Treiben" wuchs. Im Jahre 1776 reiste er nach Weimar, wo er an Goethe eine feste Stütze zu finden hoffte. Er suchte sich als Vorleser des Herzogs nützlich zu machen, dichtete allerhand und machte, wie Wieland schrieb, alle Tage einen dummen Streich. Im Sommer zog er sich nach Berka zurück, brachte im September einige Wochen bei Frau von Stein in Kochberg zu, ging dann wieder nach Berka und machte endlich am 26. November die „Eselei", wegen der er auf Goethes Betreiben aus Weimar verwiesen wurde. Karl Weinhold sagt: „Wer die Briefe liest, die Lenz schrieb, als er Straßburg verlassen wollte, erkennt ihn als geistig krank." Es kommt eben darauf an, was man unter geistig krank versteht. In hohem Grade pathologisch war Lenz immer, seine Abnormität steigerte sich in Zeiten der Erregung, sodaß er dann auch dem Laien als überspannt erschien. Eine solche Zeit war die vor der Reise nach Weimar. Aber von Geisteskrankheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes scheint mir weder vor noch bei dem Weimarischen Aufenthalte die Rede zu

ſein. Froitzheim, deſſen Folgerungen ich übrigens nicht beitreten möchte, druckt viele Briefe ab und ſchildert Lenzens Aufenthalt in Weimar ſehr eingehend. Lenz erſcheint danach als dégénéré supérieur mit verminderter Zurechnungsfähigkeit, nicht als Geiſteskranker im engeren Sinne des Wortes. Von Weimar aus ging Lenz nach Emmendingen zu Schloſſer. Dort ſchrieb er noch eine längere Erzählung nieder, die „zeigt, daß ſich Lenz noch zu ſammeln und ruhig zu denken vermochte“. Vom April 1777 an wohnte er bei verſchiedenen Bekannten in der Schweiz. Im November hatte er „den erſten Wahnſinnsanfall“. Im Januar 1778 ſchleppte ihn der Kraftapoſtel Chriſtoph Kauffmann mit ſich nach dem Elſaß. Er ſchickte ihn zum Pfarrer Oberlin nach Waldersbach im Steinthal. Lenz predigte hier ein paar Mal und machte ſich beliebt. Da brach, während Oberlin zum Beſuch in Emmendingen war, bei Lenz der Wahnſinn wieder aus. Er machte Wiederlebungsverſuche an einem todten Kinde, wollte ſich ſelbſt morden und wurde in Begleitung zweier Männer, um ihn los zu werden, nach Straßburg zu ſeinem Freunde Röderer geſchickt. Dieſer wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er ihn zu Schloſſer brachte, auf dem er nun über anderthalb Jahr laſtete. Er war ruhiger geworden, nur ſelten kam es zu heftiger Aufregung, aber er war ohne allen Entſchluß und ſchwer melancholiſch. Schloſſer beſtimmte ihn, nach Livland aufzubrechen. Aber vor dem angeſetzten Tage fiel er in ein hitziges Fieber, und dann ging es zwiſchen Beſſerung und Tobſucht hin und her. Im Mai über-

gab Schloſſer den Kranken dem Schuſter Süß in Emmendingen. Lenz war kindiſch geworden und lernte ſchuſtern. Dann brachte Schloſſer ihn zu einem Förſter in Wiswyl, wo er Feldarbeit treiben und jagen ſollte. Aber er bekam wieder einen böſen Anfall und Schloſſer mußte ihn nach Emmendingen zurücknehmen und hier „verwahren“ laſſen. Der Vater Lenz antwortete auf Briefe nicht. Den Unterhalt des Kranken beſtritt der Herzog von Weimar. Die Brüder Lenz beſchloſſen endlich, der in Jena ſtudirende Bruder Karl ſolle den Kranken abholen, damit dieſer in Jena Jura ſtudire. Dieſe wunderliche Idee wurde zwar aufgegeben, aber der Bruder Karl kam richtig zu Schloſſer, fand den Kranken in Hertingen an der ſchweizeriſchen Grenze „bis auf unendliche Schüchternheit wiederhergeſtellt“ und fuhr mit ihm im Juli 1779 nach Frankfurt. Hier ging ihnen das Geld aus und ſie mußten, „was Jakob ſehr freute“, bis Erfurt zu Fuße gehen. Mit geborgtem Gelde reiſten ſie über Lübeck nach Riga zu dem Vater Lenz. Im Weiteren wurden allerhand Verſuche gemacht, den anſcheinend Geneſenen unterzubringen. Er ſollte Rector werden, er ging nach Dorpat, verſuchte dann in Petersburg als Cadettenlehrer anzukommen, wurde endlich Hauslehrer bei Herrn von Liphard in Livland. Da verliebte er ſich in ein Fräulein von Albedyll und ließ ihr ſeine Liebe durch einen Bekannten antragen. Das führte natürlich zum Verluſte der Stelle. In Petersburg nahm ihn dann ein General als Secretär an, mußte ihn aber bald wegen Unbrauchbarkeit entlaſſen. Lenz ging nach Moskau, um Gönner zu ſuchen und eine neue Ausgabe

ſeiner Dramen zu veranſtalten. Dann kehrte er nach Petersburg zurück und wurde für mehrere Jahre Lehrer an einem Privatinſtitut. Er ließ 1787 eine Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen drucken. „Was er deutſches eigenes in dieſer Zeit in Proſa oder Poeſie ſchrieb, giebt nur Zeugniß von der Zerſtörung ſeines Geiſtes. Ab und zu bricht ein klarer Gedanke heraus.“ Er machte, wozu er ſchon früher Neigung gehabt hatte, verſchiedene phantaſtiſche Pläne (zur Hebung des Handels, Wiedererrichtung der Univerſität, Sprachakademie, Maurerinnungen, Gründung eines chemiſchen Theaters u. ſ. a.). Er lebte zuletzt in Moskau von Unterſtützungen. Im Mai 1792 ſtarb er.

Es handelte ſich bei Lenz um eine der Erkrankungen, die in das Gebiet der Dementia praecox gehören, um das in Verblödung ausgehende Jugend-Irreſein. Er war ein von Jugend auf abnormer Menſch, zeichnete ſich durch große Geiſtesgaben einerſeits, durch Unſtetigkeit, Phantaſterei, moraliſche Schwächen andererſeits aus. Von außen wirkte ein unruhiges Leben mit Sorgen und gelegentlichem Mangel, Enttäuſchungen und Aufregungen verſchiedener Art ein. Im 27. Jahre trat die Kataſtrophe ein. Nun folgen mehrere durch ruhigere Zeiten getrennte Anfälle von Erregung mit Wahnvorſtellungen und Verwirrtheit und hinter ihnen bleibt der Schwachſinn. Von 1779 an bis zu ſeinem Tode war Lenz ſchwachſinnig. Da, wie es in ähnlichen Fällen auch zu ſein pflegt, die früher erworbenen Kenntniſſe und Fertigkeiten im Weſentlichen erhalten blieben, war für den Laien der Schwachſinn verhüllt. Sobald aber beſtimmte Leiſtungen von

Lenz verlangt wurden, trat seine „Unbrauchbarkeit“ zu Tage. Er war natürlich zu einer stetigen Lebensführung nicht fähig. Er sank deshalb, da er sich selbst überlassen war, immer tiefer; der Schwachsinn nahm zu, seine Producte wurden immer gehaltloser und verworrener. Elend und Geisteskrankheit steigerten einander bis zum Ende.

Goethe schildert Lenz an zwei Stellen in „Wahrheit und Dichtung“. Zunächst giebt er uns ein Bild seiner Erscheinung: „Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare ...; ein sanfter, gleichsam vorsichtiger Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand.“ Das englische Wort whimsical sei für Lenzens Art bezeichnend. Man wundert sich, daß Goethe den verschleierten Blick des Lenz nicht erwähnt, der Andere in Erstaunen versetzte.

Später bespricht Goethe Lenzens Charakter. Er habe sich dadurch ausgezeichnet, daß er sich nach der Art jener Zeit peinlich beobachtete und über diese seine Beobachtungen sich zu unterhalten liebte. Dieser krankhafte Zug habe zu der Wertherstimmung gehört, sei aber bei Lenz besonders ausgeprägt gewesen. (An einer anderen Stelle sagt Goethe: „Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.“) Eine besondere Eigenthümlichkeit des Lenz sei sein Hang zur Intrigue gewesen. Er habe sich dabei

nicht erreichbare Ziele vorgesetzt, sondern immer etwas Fratzenhaftes. Liebe und Haß seien bei ihm imaginär gewesen, er habe dem, den er liebte, nicht genützt, dem, den er haßte, nicht geschadet. Vielleicht ist Goethes Ausdruck Intrigue nicht ganz passend; das, was er meint, ist eigentlich mehr Phantasterei oder die Sucht, Phantastisches in das Leben hinein zu tragen. Goethe rühmt weiterhin Lenzens aus wahrhafter Tiefe und unerschöpflicher Productivität hervorgehendes Talent, in dem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte. Trotz großer Züge und lieblicher Zärtlichkeit in seinen Arbeiten habe er sich von albernen und barocken Fratzen nicht losmachen können. Goethe habe darauf gedrungen, Lenz möge sich aus dem formlosen Schweifen zusammenziehen und an die kunstgemäße Fassung des Producirten denken. Lenz aber sei es nur wohl gewesen, wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. Rühriges Nichtsthun sei ihm besonders eigen gewesen. Goethe erwähnt Lenzens wunderliches Liebesspiel in Straßburg (mit Cleophe Fibich), seine utopischen Pläne über das Heerwesen. Am auffallendsten ist die Schlußbemerkung, daß Lenz Goethen zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte. Offenbar bezieht sich diese Bemerkung darauf, daß Lenz in Weimar durch eine tactlose und beleidigende Schrift Goethen verletzt hatte. Man darf aber wohl

annehmen, daß die Verſtimmung Lenzens gegen Goethe erſt in Weimar entſtanden ſei und daß die von Goethe gewählten Ausdrücke etwas zu ſtark ſeien. Naturen, wie Lenz eine war, nehmen es mit Haß und Liebe nicht zu ernſt, worauf Goethe ſelbſt hinweiſt. In Straßburg zeigte ſich Lenz z. B. als wüthender Gegner Wielands, ſobald er Luſt bekam, nach Weimar zu gehen, ſteckte er ſein Schwert ein, und als er in Weimar war, ſchwärmte er für Wieland. Seine Entwickelung gegen Goethe verlief umgekehrt, aber tief und nachhaltig war ſeine Empfindung wahrſcheinlich in beiden Fällen nicht.

Zimmermann.

Ich ſchicke einen Abriß des Lebens Zimmermanns voraus, der auf der Biographie Eduard Bodemann's beruht (J. G. Zimmermann. Hannover. Hahn'ſche Buchhandlung. 1878).

Joh. Georg Zimmermann wurde am 8. December 1728 zu Brugg im Canton Aargau geboren. Sein Vater war ein kränklicher, aber tüchtiger Mann und ſtarb ſchon 1741 als Rathsherr. Die Mutter war „nervenleidend und zuletzt gemüthskrank". Sie ſtarb 1746. Der Knabe zeichnete ſich früh durch ſeine großen Fähigkeiten und durch ſeine Lebhaftigkeit aus. Er war höchſt ehrgeizig, vertrug ſich in der Regel mit ſeinen Mitſchülern nicht, floh gern in die Einſamkeit. Er ſtudirte erſt in Bern, dann Hallers wegen in Göttingen. Mit Haller, der merk-

würdigerweise fast ebenso krank war wie Zimmermann später, kam er in enge Verbindung und von ihm wurde er sehr gefördert in seinen ausgebreiteten und energischen Studien. „Aber die nachtheiligen Folgen übertriebener geistiger Anstrengungen blieben bei Zimmermanns so schon von Haus aus nervösem Zustande nicht aus und schon in Göttingen zeigten sich die ersten Anfälle jener Hypochondrie, welche für ihn später eine Quelle unsäglicher Leiden ward." Nach größeren Reisen ließ sich Zimmermann im Jahre 1752 in Bern als Arzt nieder und heirathete im folgenden Jahre. Im Jahre 1754 siedelte er nach Brugg über. Er scheint sich da nicht gut befunden, trotz großer Praxis einsam gelebt zu haben. Er soll sich die Unzufriedenheit, ja Feindschaft und Verfolgung seiner Mitbürger zugezogen haben. Sehr wunderbar ist das nicht, denn er nannte seine Vaterstadt öffentlich einen „einsamen, reizlosen und die Flammen des Geistes auslöschenden Ort". Während Zimmermanns Hypochondrie stieg, wurde auch die Frau nervenkrank. Im Anfange dichtete Zimmermann, aber schon im Jahre 1756 begann er „über die Einsamkeit" zu schreiben, im Jahre 1758 gab er die Schrift „vom Nationalstolz" heraus, 1763—64 das berühmte, auch von Goethe erwähnte Werk „von der Erfahrung in der Arzneikunst". Mit Geßner, Hirzel und A. gründete er die „Helvetische Gesellschaft", der auch Lavater beitrat. Noch in Brugg entwickelte sich ein „schweres Bruchleiden", das die „Schwermuth erhöhte". Als berühmter Schriftsteller erhielt Zimmermann verschiedene Berufungen, doch lehnte er diese ab

und folgte erſt 1768, als ihn auf Tiſſots Rath der König von Hannover als Leibarzt zu ſich rief. Zimmermann blieb natürlich der, der er war. Er bekam eine praxis aurea, „aber Unglücksfälle in ſeiner Familie, kleinliche Eiferſucht und Anfeindungen ſeiner Collegen, und ſein eigener, bald ernſtlich leidender Zuſtand ſollten ihm bald das Leben in Hannover verbittern". Der Anblick der Lehmhäuſer fiel ihm auf die Nerven und „die türkiſche Muſik des plattdeutſchen Accents" empörte ſeine Seele bis zum Ekel. Die Miniſter und der Adel laſſen ſich, wenn Zimmermann krank iſt, zweimal täglich nach ſeinem Befinden erkundigen, aber die Höflichkeit wird ihm auch zur Laſt. „Ach, ſchreibt er 1769, ich bin doch ein geplagter Mann! geplagt vom Morgen bis in die Nacht durch Kranke, deren Zahl ſich täglich vermehrt, und die mir nicht Zeit laſſen, in einer einzigen ſtillen Viertelſtunde Athem zu holen. Meine Nerven ſind durch meine tägliche unausſtehliche Arbeit ſo geſchwächt, daß ich nicht fähig bin, eine Feder in die Hand zu nehmen." Auch nach auswärts wurde er viel berufen. Als der Herzog von Braunſchweig ihn mit großen Ehren conſultirt hatte, ließ er deſſen Briefe abſchreiben und den Freunden in der Schweiz mittheilen. Später wird er heiterer. Er beſucht früh die eleganten Damen und findet ſie krank, abends iſt er dann mit denſelben Damen in „Assembleen". Er lobt die Güte der Großen und die Höflichkeit aller Leute. Es macht ihm „kein Menſch den geringſten Verdruß".

Doch dauerte das Glück nur wenige Jahre. Seine

Frau „kam plötzlich in eine schnelle Zerrüttung“ und starb am 23. Juni 1770. „Todesmarter, schreibt Zimmermann, umgab sie fünf Monate lang in jeder Stunde!“ Zwei Kinder waren vorhanden, ein Sohn und eine Tochter. Sie wurden nun in Pension gegeben. Das Bruchleiden Zimmermanns nahm zu, machte ihm viel Schmerzen und hinderte ihn in seiner Thätigkeit. Er sagt, jeder Gang und jedes Briefschreiben Nachmittags habe bewirkt, daß er unter den erschrecklichsten Schmerzen zur Erde fiel und in Gefahr kam, durch Brucheinklemmung zu sterben! Im Jahre 1771 reiste er zu Meckel in Berlin, und dieser machte die „schreckliche Operation“, die Zimmermann, ohne Zeichen des Schmerzes zu geben, aushielt. Zwölf Wochen mußte er danach im Bette liegen. Der Genesene wurde von der vornehmen Gesellschaft gefeiert. Friedrich II. gewährte ihm eine Audienz. Zimmermann berichtet darüber an seine Freunde und läßt Abschriften des Briefes in der Schweiz verbreiten. Am 11. November war er wieder in Hannover, „mit tausend Freudenthränen vom Sohne, den Freunden und Freundinnen empfangen; die einen waren vor Freuden ganz sprachlos, andere wurden ohnmächtig, andere verfielen vollends in Convulsionen“.

Die Anstrengungen der Praxis wurden bald wieder zu groß. Viele Besuche und „ein Platzregen von Briefen“ waren stets zu erledigen. Am 13. April 1772 schreibt Zimmermann: „Ich strengte meinen ermüdeten Körper übernatürlich an und verfiel bey dem diesen Winter hindurch täglich fortgedauerten [sic] Regenwetter

und dem nächtlichen Sitzen nach und nach in mancherley Nervenzufälle, Hämorrhoidalzufälle und Anfechtungen der leidigen Hypochondrie! Und das ist also das in Hannover so theuer erkaufte Glück! O ihr schönen Tage, da ich zu Brugg auf meinem Cabinette im Umgange mit den besten Köpfen aller Zeiten und mit der Verfertigung meiner seitdem in unzählige Hände gekommenen Schriften zugebracht; — o ihr schönen Tage, ihr seid verschwunden und mit euch alles Gefühl der Freude!" Zur Herstellung der Gesundheit ging Zimmermann nach Pyrmont und erwarb da „keine Gesundheit, aber nicht wenig Gold und Geld". „Wenn ich meiner elenden zerbrochenen Nerven wegen in Pyrmont den Brunnen trank, wenn ich des Morgens, ganz berauscht von diesem kräftigen Heilwasser, unter vielen hundert Menschen auf und nieder ging, die ich aus Betäubung nicht mehr kannte, nicht mehr sah, nicht mehr hörte . . . und dann gerade hundert Kranke auf mich zustürmten und Rath und Bescheid haben wollten gegen 20 jährige Reihen von Krankheiten, oder auch auf Klagen, die keine Laus werth waren, so gestehe ich, daß ich oft aus der Fassung kam . . . nach meiner stillen Kammer eilte und nun den ganzen Tag an meinem Kopfe litt wie der heilige Laurentius, als er auf einem Rost gebraten ward." In den folgenden Jahren unternahm Zimmermann viele Reisen. Während deren ging es ihm gut, zu Hause kehrten die alten Leiden wieder. Die Tochter hatte er im April 1773 in eine Schweizer Pension, den Sohn zur Universität nach Göttingen geschickt. Er jammert über die Hypochon-

drie, habe bei Hunger und nach dem Essen hölliſche Schmerzen, ſeine Seele ſei unthätig und in den tiefſten Abgründen der Schwermuth verſunken. Die Stadtpraxis gab er auf und verwandte viel Zeit auf Schriftſtellerei. Streitluſt und Rückſichtloſigkeit traten mit großem Selbſtbewußtſein zuſammen in den Vordergrund. Er ſparte nicht mit Satire, Verhöhnung, Grobheit und beklagte ſich dann darüber, daß der größere Theil des Publicums mit fanatiſcher Wuth einen Mann verfolge, der ſeinen ſtillen Weg gehe, krank ſei und mit altſchweizeriſcher Offenheit ein paar ſanfte gemeinnützige Wahrheiten ſage. Im Jahre 1773 erſchien die zweite Abhandlung „über die Einſamkeit", neben ihr veröffentlichte er viele kleinere Aufſätze. Im Jahre 1775 reiſte Zimmermann nach der Schweiz. Er traf auf der Hinreiſe Goethe in Straßburg und kehrte, als er mit ſeiner Tochter von Lauſanne zurückkam, in Frankfurt bei Goethes Eltern ein. Er nennt ſeine Tochter damals ein liebes ſtilles, beſcheidenes und wohlgeſittetes Mädchen. Auch Tiſſot lobt ſie ſehr, ſetzt aber hinzu, ſie würde des Vaters Lebensglück geweſen ſein, hätte nicht einige Zeit nach ihrer Abreiſe von Lauſanne ein heftiger Kummer ihre Geſundheit ſo zerrüttet, daß die Folgen nicht zu heben waren. Ihre „erſte und einzige Liebe" hatte ſich erſchoſſen. In Hannover brachte Zimmermann einige Jahre in der alten Weiſe zu. Im Jahre 1777 wurde ſein Sohn geiſteskrank. Dieſer hatte als Kind abwechſelnd an Ausſchlag und „melancholiſcher Apathie" gelitten, hatte ſich dann anſcheinend erholt, war 1776 in Straßburg von neuem erkrankt. Im December

1777 war er „in völligen Wahnsinn verfallen". Er lebte später blödsinnig in der Schweiz und überlebte den Vater um 20 Jahre. Zimmermann litt unter diesem Unglücke sehr, „die tiefste Melancholie zerriß meine Seele und unnennbare Schmerzen wurden mir beynahe jeden Tag dadurch zu Theil". Am 31. December 1780 wurde die Tochter von einem Blutsturze befallen und am 10. September 1781 starb sie an der Schwindsucht. Ueber Krankheit und Tod der Tochter war Zimmermann ganz verzweifelt, doch rettete er sich durch die Arbeit, indem er die Abhandlung über die Einsamkeit zu einem großen Werke erweiterte. Im October 1782 heirathete er wieder und lebte dann in recht glücklicher Ehe. In den Jahren 1784—85 erschien sein vierbändiges Hauptwerk, in dem seine Vorzüge wie seine Schwächen deutlich zu Tage treten. Es hatte den verdienten großen Erfolg. Katharina II. schrieb dem Verfasser, dieses Buch sei das stärkste Gegengift gegen die Hypochondrie. Ihm aber half es doch nichts. Je älter er wurde, um so mehr wuchsen Krankheit und Streit. Im J. 1786 ließ ihn Friedrich II. vor seinem Tode rufen und er besuchte dann den König einige Wochen lang täglich zweimal. Auf Grund seiner persönlichen Beobachtung, sowie mündlicher und schriftlicher Mittheilungen von hohen Beamten veröffentlichte er in der Folge mehrere Schriften über den preußischen König, in denen er nicht nur die eigene Person zu sehr hervortreten ließ, sondern auch in der schärfsten Weise gegen die Berliner Aufklärer und die Aufklärungssynagoge polemisirte. „Sie hauen, stechen, schießen um

ſich her, mein beſter Zimmermann (ſchrieb Gleim), wie ein von allen Ständen der Menſchen im höchſten Grade Beleidigter!" Es entſtand ein wahrer Sturm der Entrüſtung, Zimmermann wurde von vielen Seiten auf das Heftigſte angegriffen und antwortete ſeinen Gegnern mit Keulenſchlägen. Die Aufregung durch die Polemik mußte Zimmermanns krankhafte Verſtimmung ſteigern. „In ſeinem ſonſt ſo hellen Kopfe ward es immer trüber, die Ideen verwirrten ſich, und er verſank immer tiefer in die ſchwärzeſte Hypochondrie." „Schreckensbilder einer tief haftenden Monomanie bemächtigten ſich ſeiner; Plünderung und Verwüſtung, Auswanderung und Elend wurden jetzt ſeine herrſchenden Gedanken." Er fürchtete beſonders die Folgen der franzöſiſchen Revolution. „Bald fürchtete er von den Franzoſen als Ariſtokrat verhaftet und gemißhandelt zu werden, bald glaubte er vor Armuth Hungers ſterben zu müſſen." Er aß nur ein paar Biſſen, gab dann den Teller dem Diener zum Aufheben, damit er morgen auch etwas habe. Das Silber ließ er einpacken, damit es den Franzoſen nicht in die Hände komme. „Vom Monat November 1794 an verlor er Schlaf, Appetit, Kräfte und magerte auffallend ab." Trotz einer Beſſerung im Frühjahre 1795 wurde der Zuſtand immer ſchlimmer. Der Kranke wurde ganz leiſtungsunfähig und mehr und mehr eine Beute ſeiner melancholiſchen Wahnvorſtellungen. „Von der ſchrecklichſten inneren Unruhe und Aufregung ward er gequält, und ſtets klagte er über die unerträglichſten Schmerzen; ganze Stunden lang war ſein Winſeln

und lautes Klagen vernehmlich." Am 7. October 1795 ſtarb Zimmermann im 67. Jahre.

Ueber den vortrefflichen unglücklichen Mann ſchrieb Tiſſot: „Zimmermann vereinigte in ſich ein großes und originelles Genie, eine glänzende Einbildungskraft, viel Witz, eine ſeltene Urtheilskraft und ſehr ausgebreitete Kenntniſſe. Seine Seele war rein, ſein Herz vortrefflich; Niemand konnte ſeinen Pflichten mehr anhängen." Die Wittwe ſchrieb: „Was würde das für ein Mann geweſen ſein, wenn ſeine Nerven ihn niemals beherrſcht hätten!" —

Vergleicht man die hier gegebene Darſtellung mit der Schilderung Goethes in Wahrheit und Dichtung, ſo ſieht man, daß Goethe den Zimmermann ſehr richtig und dabei wohlwollend beurtheilt hat. Goethe ſagt: „Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unſer Gaſt. Dieſer, groß und ſtark gebaut, von Natur heftig und gerade vor ſich hin, hatte doch ſein Aeußeres und ſein Betragen völlig in der Gewalt, ſo daß er im Umgang als ein gewandter, weltmänniſcher Arzt erſchien, und ſeinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrauteſten Umgange einen ungeregelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchſt unterrichtend; und konnte man ihm nachſehen, daß er ſich, ſeine Perſönlichkeit, ſeine Verdienſte ſehr lebhaft vorempfand, ſo war kein Umgang wünſchenswerther zu finden." Goethe habe ſich an Zimmermanns Eitelkeit nicht geſtoßen, er habe, da beide einander gelten ließen, in kurzer Zeit ſehr viel von ihm gelernt. Er fügt hinzu, daß eitel eigentlich nicht der richtige Ausdruck ſei, da dieſes Leere bedeute, Zimmer-

mann aber gerade „große Verdienste und kein inneres Behagen“ hatte.

Der Tadel richtet sich gegen Goethes Bemerkungen über die Härte Zimmermanns gegen seine Kinder. „Dieser tadelnswürdigen Eigenheit eines so verdienstvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieselbe nicht schon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach seinem Tode der unseligen Hypochondrie gedachte, womit er sich und Andere in seinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen seine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnsinn, ein fortdauerndes moralisches Morden, das er, nachdem er seine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen sich selbst kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieser so rüstig scheinende Mann in seinen besten Jahren leidend war, daß ein Leibesschaden unheilbar, den geschickten Arzt quälte, ihn, der so manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja dieser brave Mann führte bei äußerem Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigste Leben, und wer sich davon aus vorhandenen Druckschriften noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, sondern bedauern.“

Soviel ist sicher, daß aus Goethes Worten keine Animosität spricht. Sind seine Angaben über Zimmermanns Kinder nicht richtig, so kann es sich nur darum handeln, daß er falsch berichtet war. Es ist daher unpassend, wenn Zimmermanns Biograph meint, es handle sich bei Goethes Darstellung um „Dichtung“. Goethe erzählt, Zimmermanns Tochter sei auffallend ruhig und

ſchweigſam geweſen, in ihrem Geſichte habe ſich kein Zug von Theilnahme aufgethan. Dieſe Angaben ſtimmen mit Zimmermanns eigener Schilderung überein (ſie war immer „ſtille, gepreßt, furchtſam und zurückhaltend"). Außerdem war nach Tiſſots Ausſage das Mädchen damals verſtört und in einem krankhaften Zuſtande, den richtig zu deuten die Frankfurter Wirthe außer Stande waren. Bei vorübergehender Abweſenheit des Vaters habe ſich das Mädchen der Frau Rath zu Füßen geworfen und habe ſie gebeten, ſie zu behalten. Sie wolle nicht zu ihrem Vater zurückkehren, von deſſen Härte und Tyrannei man ſich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder ſei über dieſe Behandlung wahnſinnig geworden, ſie habe es nur deshalb bisher ertragen, weil ſie es nicht beſſer gewußt habe.

Die Frage iſt alſo zunächſt die, iſt Zimmermann gegen ſeine Kinder hart geweſen? Zimmermanns Biograph verneint dieſe Frage und weiſt auf die zärtlichen Aeußerungen in den Briefen und auf den der Tochter gewidmeten Nachruf in der „Einſamkeit" hin. Dieſe Beweisgründe wollen nicht viel ſagen, denn wir erleben es auch heute oft genug, daß nervöſe Perſonen durch Heftigkeit und Unverſtand ohne eigentlich böſen Willen ihren Angehörigen das Leben verbittern und doch in ihren Briefen von Zärtlichkeit überfließen. Daß Zimmermann außerordentlich heftig und ſchroff war, ſteht feſt; es können ſeine Kinder ihn gefürchtet haben, trotzdem daß er ſie auf ſeine Weiſe liebte. Gewiß hat Goethe die Erzählung ſeiner Mutter nicht aus der Luft

gegriffen. Auch ist es denkbar, daß das junge Mädchen in ihrer krankhaften Erregung Dinge gesagt hat, die sie nicht verantworten konnte. Zimmermann erzählt, daß er nach ihrem Tode die feurigsten Gebete um baldigen Tod unter ihren Papieren gefunden habe. Irrthümlich ist das, was Goethe über den Bruder sagt, da dieser erst später wahnsinnig geworden ist. Damit ist nicht gesagt, daß er sich nicht früher über den Vater beschwert habe. Irrthümlich ist die Bemerkung Goethes, daß man zuletzt den Ausweg gefunden habe, die Tochter in eine Pension zu thun. Sie kam aus der Pension. Diese Gedächtnißfehler Goethes sind verzeihlich; er hatte die Erinnerung, daß die Tochter sich bitter über Zimmermanns Härte gegen die Kinder beklagt habe und unwillkürlich ordnete sich das Uebrige diesem Hauptgedanken unter. Zu der Bemerkung Goethes, der Fehler Zimmermanns sei schon öffentlich zur Sprache gekommen, macht Zimmermanns Biograph 2 Fragezeichen, indessen wird Goethe, was er schrieb, nicht ohne Grund geschrieben haben. Wer will heute nachweisen, daß Goethe sich nicht auf bestimmte Aeußerungen beziehen konnte? Daß Goethe sich etwas harter Ausdrücke bediente (z. B. „moralisches Morden"), ist gewiß zu bedauern, indessen mußte die Erinnerung an die spätere Geisteskrankheit Zimmermanns Goethes Gedanken über diesen Mann eine düstere Färbung geben. Zimmermann selbst hat sich Zeit seines Lebens überspannter Ausdrücke bedient, die Erinnerung an diese Eigenheit mag auch Goethes Sprache hier schroffer gemacht haben, als es ihm sonst eigen war.

IX. Wahlverwandschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen.

In den hier zusammengefaßten Werken aus Goethes Alter spielen Geisteskranke keine große Rolle, dagegen finden wir hier ziemlich häufig das Wunderbare. Die uns als wunderbar erscheinenden Ereignisse und Eigenschaften sind nach allgemeinem Zeugnisse in der Wirklichkeit immer an mehr oder weniger pathologische Persönlichkeiten geknüpft. Auch Goethe betont wiederholt das Pathologische dabei und dies berechtigt uns dazu, diese Dinge hier zu besprechen.

In den Wahlverwandschaften ist Ottilie eine pathologische Persönlichkeit. Sie erinnert in mancher Hinsicht an Mignon: zarte Körperbeschaffenheit, vorwiegendes Gemüthsleben, einseitige Begabung. Sie leidet an halbseitigen Kopfschmerzen und tödtet sich schließlich durch Verhungern wie Sperata. Zum ersten Male erwähnt Goethe bei Ottilie die Wahrnehmung bestimmter Bestandtheile des Erdbodens durch veränderte körperliche Zustände. Ottilie liebt es nicht, einen bestimmten Weg zu gehen, sie empfindet dabei einen ganz eigenen Schauer

und bekommt ihr Kopfweh an der linken Seite. Es stellt sich heraus, daß an jener Stelle in einiger Tiefe Steinkohlen liegen. Infolgedessen werden mit dem schönen Kinde Versuche angestellt. Es wird ein Apparat von goldenen Ringen, Markasiten [Eisenkies] und anderen metallischen Substanzen gebracht und die Versuchsperson muß an Fäden schwebende Metalle über liegenden Metallen halten. In Charlottens Hand bleibt der Faden ruhig. Ottilie „hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle: aber in dem Augenblicke ward das schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in geraden Linien." Bei Wiederholung der Versuche tritt das Kopfweh ein. Düntzer bemerkt zu diesen Experimenten, daß damals die Versuche der Rhabdomantie, des Fühlens von unterirdischen Metallen, Mineralien und Wässern, die man 1806—7 mit dem Italiener Campetti angestellt hatte, berühmt waren. Schelling habe sich darüber in einer Notiz über die Eigenschaften der Erz- und Wasser-Fühler ausgesprochen.

Die „terrestrischen Märchen" kehren in den Wanderjahren wieder. Montan „eröffnet," daß ihm „eine Person zur Seite gehe, welche ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe, was man Gestein, Mineral, ja sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdisch fließenden

Waſſer, metalliſcher Lager und Gänge, ſowie Steinkohlen und was dergleichen in Maſſen beiſammen ſein möchte, ſondern, was wunderbarer ſei, ſie befinde ſich anders und wieder anders, ſobald ſie nur den Boden wechſele." Später wird die Perſon geſchildert. Sie erſcheine als derbes Landmädchen, zur Arbeit auf dem Felde geſchickt; werde ſie durſtig, ſo ſpringe ſie querfeldein zu verſteckten Quellen. Düntzer erwähnt zu dieſer Stelle außer den Verſuchen mit Campetti die 1817 mit einer gewiſſen Katharina Beutler angeſtellten. Die Perſon Montans hält er für einen Bauernknaben.

Es ſcheint mir zweifellos, daß Goethe in den Geſchichten vom Metall- und Waſſer-Fühlen, bei denen man an die Wünſchelruthe denkt, mehr als Märchen geſehen habe.

In den Wanderjahren treffen wir ferner die wunderbare Makarie. Sie erſcheint als ein älteres lediges Frauenzimmer mit hervorragenden intellectuellen und moraliſchen Eigenſchaften. Sie lebt abgeſchieden und gilt den ſie verehrenden Familiengliedern als krank. In Wirklichkeit aber iſt ſie nicht krank, ſondern nur durch ihre merkwürdigen inneren Zuſtände zur Abtrennung genöthigt. „Makarie befindet ſich zu unſerem Sonnenſyſtem in einem Verhältniß, welches man auszuſprechen kaum wagen darf. Im Geiſte, der Seele, der Einbildungskraft hegt ſie, ſchaut ſie es nicht nur, ſondern ſie macht gleichſam einen Theil desſelben: ſie ſieht ſich in jenen himmliſchen Kreiſen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art; ſie wandelt ſeit ihrer Kindheit um die

Sonne und zwar, wie nun entdeckt ist, in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreisend." Ich muß gestehen, daß ich mir bei diesen Angaben gar nichts denken kann. Man möchte glauben, Goethe habe die Leser mit diesen Geheimnissen ein wenig mystificiren wollen. Düntzer meint, manche Züge zu Makarien habe dem Dichter „ohne Zweifel" Frau von Stein dargeboten, die von frühester Jugend an sich von den Sternen wunderbar angezogen gefühlt habe und noch im höchsten Alter den Beobachtungen der Gestirnwelt nachhing. Das mag ja sein, aber erfreulicher wird dadurch die in Spirallinien von der Sonne weglaufende Makarie nicht. Offenbar kommt Makarien auch eine Art von animalischem Magnetismus zu, denn als sie die leidenschaftliche und verstimmte Lydia auf den Kopf küßt, verliert diese ihren schweren lästigen Kopfdruck. Natürlich hat man zu denken, daß das Wohlwollen der Heiligen den Druck von der Sünderin nehme, doch schließt diese Deutung eine wirkliche Heilung von körperlichen Beschwerden nicht aus.*) Wenn Rich. M. Meyer auf Goethes eigene Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse hinweist, so paßt das vielleicht nicht ganz. Eher läßt man sich den Hinweis dieses Autor auf die Somnambulen gefallen. Ob freilich

*) Neuerdings hat R. M. Meyer darauf hingewiesen, daß ein alter Schriftsteller, Stockfleth (1669—73) eine „kunst- und tugendgezierte Macarie" geschildert habe. Von ihr verbreitet sich über die Umgebung Ruhe, Klarheit, Veredelung. Damit sei die Aehnlichkeit mit Goethes M. zu Ende.

Goethe, als er Makarien beschrieb, an die verwirrten Aeußerungen der Seherin von Prevorst über ihren Zusammenhang mit Sonne und Mond, des Lebenskreises mit dem Sonnenkreise gedacht hat, weiß ich nicht,*) jedoch phantasirten die Somnambulen wohl manchmal in solcher Weise.

Wunderbare Ereignisse spielen in den Erzählungen der Ausgewanderten eine Rolle. In einer Geschichte wird von der Nachwirkung des Wunsches eines sterbenden verschmähten Liebhabers berichtet. Gegen Mitternacht ertönt in der Nähe der grausamen Geliebten eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme, die von allen Leuten in der Nähe gehört wird. Der Schrei wiederholt sich zur gleichen Stunde an den verschiedensten Orten, die das Frauenzimmer aufsucht. In der Folge wird von einem 14jährigen Mädchen erzählt, das ausschließlich beim Gehen von Klopftönen verfolgt wurde. Als das Mädchen mit der Hetzpeitsche bedroht wird, hört das Pochen auf. Diese Geschichte ist recht merkwürdig. Zu Goethes Zeit ahnte man noch nicht, welche wichtige Rolle später die Klopftöne spielen würden, und andererseits haben die meisten

*) Als Goethe über Magnetismus und die Seherin von Prevorst sprach (zu dem Canzler v. Müller), bemerkte er: „ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen."

späteren Berichterstatter Goethes Erzählung sicher nicht gekannt. Trotzdem gleichen viele moderne Berichte ganz der Anekdote Goethes. Jugendliche hysterische Personen werden auf unbekannte Weise Ursache von eigenthümlichen Geräuschen oder Bewegungen, am häufigsten von Klopftönen, und das Phänomen hängt vom Gemüthszustande der „Medien" ab.

Sympathie lebloser Gegenstände zeigt sich in folgender Erzählung. Ein Schreibtisch verbrennt bei einer Feuersbrunst. Zur gleichen Zeit springt die Deckplatte eines anderen Schreibtisches, der von demselben Meister (Röntgen) aus demselben Baumstamme verfertigt worden ist. —

Es sei gestattet an dieser Stelle an anderweite Mittheilungen Goethes über das Wunderbare zu erinnern. Es trat ihm schon in der Kindheit entgegen. Sein Großvater Textor hatte „die Gabe der Weissagung", besonders hatte er bedeutungsvolle Träume. So erzählt Goethe bekanntlich in Wahrheit und Dichtung. Er fügt hinzu, daß Personen ohne Ahnungsvermögen in Textor's Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erhielten, ferne Krankheit oder Tod vorzuempfinden. In wieweit Goethe früher auf solche Angaben Werth gelegt hat, wissen wir nicht. Als er seine Jugendgeschichte schrieb, führten ihn wohl Bettina's Mittheilungen auf jene Anekdoten. Nach Bettina hatte auch die Großmutter Textor telepathische Empfänglichkeit, wie die Todankündigung eines ihrer Freunde darthat. Sie hörte in einer Nacht Seufzen und Rauschen von Papier, fürchtete sich sehr. Am andern Morgen brachte man ihr ein zerknittertes Papier, auf das der

sterbende Freund seine letzte Bitte hatte schreiben wollen. Sie nahm die Waise zu sich, so den unausgesprochenen Wunsch deutend. Goethe sagt, auf keines der Kinder und Enkel sei die Gabe des Großvaters übergegangen. Dem widersprechen aber seine eigenen Mittheilungen. Man erinnere sich an den bekannten Wachtraum, in dem Goethe sich im hechtgrauen Anzuge erblickt und den er selbst als fatidik, als Vorbild der Zukunft ansieht. Ferner sagte Goethe zu Eckermann: „Wir wandeln alle in Geheimnissen“, und erzählte dann von Ahnungen und Fernwirkungen der Seele, „wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte.“ Er selbst habe durch den bloßen Willen die Gedanken Anderer beeinflußt. Nun folgt eine Geschichte, nach der er einmal die Geliebte einzig durch seine Sehnsucht aus ihrem Zimmer auf die Straße gelockt habe. In den Briefen des Heinrich Voß wird berichtet, Goethe habe am letzten Neujahrs-Morgen, den Schiller erlebte, ihm ein Gratulationbillet geschrieben. Als er es durchlas, fand er zu seinem Schrecken, daß er unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag“, statt „erneute“, oder „wiedergekehrte“ oder dgl.; voll Schrecken zerriß er das Billet und begann ein neues. Als er an die ominöse Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe enthalten, wieder vom letzten Neujahrstage zu schreiben. „So drängte ihn die Ahnung!“ Am selben Tage erzählte Goethe der Frau von Stein den Zufall und sagte, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.

In dem Aufsatze über Filippo Neri berichtet Goethe

theilnehmend über die wunderbaren Ereigniſſe, die dieſer Heilige eben ſo wie die anderen Heiligen erlebt hat: Ekſtaſe, Levitation, Telepathie u. ſ. w. Gelegentlich ſagt er: „Ihn berechtigten jedoch zu einer ſo ſeltſamen Pädagogik die außerordentlichſten, zwiſchen den höchſt geiſtigen und höchſt körperlichen ſchwebend erſcheinenden Naturgaben: Gefühl einer ſich nahenden noch ungeſehenen Perſon, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtſein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu ſeinen Gedanken."

Wie ſchon erwähnt, hat B. Cellini Ahnungen und geheime Antriebe, als faßte ihn jemand und ſpräche zu ihm.

Goethe hat zwar zu Riemer geſagt: „Der Aberglaube iſt den Dichtern zuträglich," indeſſen iſt es wohl ſicher, daß wenigſtens der alte Goethe in den Berichten über das Wunderbare nicht nur Aberglauben geſehen hat. Es entſpricht vollſtändig ſeiner zarten und ſcheuen Art zu denken, daß er nicht alles ablehnte, was unſerer alltäglichen Erfahrung zu widerſprechen ſcheint. Er ſtand dem Unerkannten mit Ehrfurcht gegenüber und war nicht geneigt, mit den plumpen Geiſtern zu ſchreien: alles, was ich nicht begreife, iſt Betrug. Er begnügte ſich gern mit Andeutungen. Je älter er wurde, um ſo mehr liebte er eine geheimnißvolle Ausdrucksweiſe. Mit Vorliebe ſprach er von „dem Dämoniſchen". Trotz zahlreicher Aeußerungen kann man nicht recht ſagen, was er ſich dabei gedacht hat. „Das Dämoniſche, ſagte er zu Eckermann, iſt dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht

aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen." Das Dämonische äußere sich in einer durchaus positiven Thatkraft. Napoleon und auch Carl August hatten das Dämonische, bei Mephistopheles dagegen ist es nicht vorhanden, er ist zu negativ. Dagegen lebte es in B. Cellini, in Filippo Neri. „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe." Der Mensch muß wieder ruinirt werden; hat er seine Sendung erfüllt, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern. Auch in Wahrheit und Dichtung finden wir Auseinandersetzungen über das Dämonische. Bielschowsky sagt von ihnen: „Aber bei der Unbestimmtheit des weder göttlichen noch teuflichen Wesens, das durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist und das ihm auch das Unbelebte zu durchdringen schien, war es ihm unmöglich, mit allen Darlegungen etwas Deutliches und Faßliches auszusprechen. So viel läßt sich jedoch erkennen, daß es ihm beim Menschen eine dunkelwirkende Macht war, die ihn mit unbegrenztem Zutrauen zu sich selbst erfüllt, und dadurch ihn ebenso zu großer erfolgreicher That befähigt, wie sie ihn in Unheil oder Verderben führt." Vielleicht würde Goethe folgende Darstellung nicht ganz abgelehnt haben. Es ist nur Schein, daß wir vollkommen getrennte Individuen sind. Wie wir in materieller Auffassung nur Theile eines Systems sind, die Materie durch uns hindurchtritt, materielle Bewegungen ungehindert durch das Ganze ziehen, so sind wir auch

in geiſtiger Beziehung in ein Ganzes eingepflanzt und nehmen an ſeinem Leben theil, leben und handeln als ſeine Organe. Im normalen oder Durchſchnitts-Zuſtande merken wir von unſerer thatſächlichen Verbindung unter einander und mit dem Ganzen nichts, in pathologiſchen Zuſtänden aber und beſonders beim Genie reißen ſozuſagen für Augenblicke die uns umhüllenden Wolken, es kommt zu einem Handeln und Erleiden ungewöhnlicher Art, der Einfluß des für uns Unbewußten außer uns wird fühlbar. So kommen die Eigenſchaften und Ereigniſſe zu Stande, die wir je nach ihrer Erſcheinung bald als wunderbar, bald als dämoniſch zu bezeichnen geneigt ſind. Sie fallen ebenſo wie das Gewöhnliche in den geſetzlichen Zuſammenhang der Dinge, es liegt nur an unſerer Unkenntniß, daß wir ihre geſetzlichen Beziehungen nicht verſtehen.

Ueberblicken wir die Goethiſchen Geſtalten, ſo finden wir, daß, abgeſehen von hiſtoriſchen Darſtellungen, nur bei wenigen eine naturgetreue Schilderung krankhafter Geiſteszuſtände gegeben iſt. Lila, Oreſt, der Harfner, Mignon ſind freierfundene, bez. nachgebildete Geſtalten der Phantaſie. Darſtellungen nach der Natur ſind eigentlich nur der junge Wahnſinnige im Werther, in gewiſſem Sinne Werther ſelbſt, der närriſche Graf und, ſozuſagen wider den Willen des Dichters, Taſſo. Goethe würde demnach im pſychiatriſchen Examen

nur mäßig gut bestehen, eine weniger gute Note als Shakespeare davontragen. Natürlich kommt es aber darauf gar nicht an. Das, was uns wichtig ist, liegt darin, daß Goethe ohne jede theoretische Schulung, von der Bedeutung des Pathologischen durchdrungen war, daß er öfter als ein anderer Dichter auf dieses hinweist, und ganz besonders, daß er die Zwischenformen zwischen Gesundheit und Krankheit, die vorübergehenden pathologischen Trübungen mit scharfem Blicke verfolgt. Weil wir bei Goethe das dichterisch erfaßte Bild des wirklichen Lebens finden, deshalb sind seine Darstellungen so reich an pathologischen Zügen und an Hinweisen auf das Pathologische.

Die folgende Bemerkung über Schiller, bez. deren von mir gesperrte Worte hätte ich meiner Abhandlung geradezu als Leitspruch voranstellen können. „Die meisten Stellen [Schillers], an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tödtenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus. Unsere Correspondenz, welche die Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, auf's Deutlichste vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigsten Betrachtungen veranlassen und unsere Aesthetik immer enger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinsten Weltepochen so gut als der heutige Tag unter-

worfen sind." Was Goethe mit dem Pathologischen bei Schiller meinte, zeigt eine Aeußerung an Eckermann: „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte. um die rechten und wahren Motive zu finden". —

Einzelne Bemerkungen Goethes über krankhafte Geisteszustände finden wir an vielen Stellen. Ich will hier noch einige zusammenstellen, beabsichtige aber nicht, Vollständigkeit zu erreichen. Bekannt sind die Erörterungen über Hamlet und Ophelia in Wilhelm Meister. Goethe faßt den Hamlet mit Recht nicht als Geisteskranken auf, sondern als einen Menschen, dessen Kraft nicht seiner Aufgabe entspricht, der überlegt statt zu handeln. Bei Ophelia betont er sehr nachdrücklich ihre unbewußte Sinnlichkeit und erklärt dadurch den Umstand, daß sie in der Verwirrtheit nicht „Fragmente aus melancholischen Balladen," wie Aurelie es haben möchte, sondern Liebesliedchen singt. Heinroth billigt Goethes Beurtheilung der Ophelia. Man muß jedoch bemerken, daß der Schluß von den Liebesliedchen auf besonders starke Sinnlichkeit nicht ohne weiteres richtig ist. Gerade die

Vorstellungen, die in der Besonnenheit absichtlich zurückgedrängt werden, kommen bei Mangel der Besonnenheit zum Vorscheine. Auch vollkommen züchtige Mädchen haben von den Angelegenheiten der Liebe mancherlei gehört und wissen, daß sie das wichtigste im weiblichen Leben sind; je reiner sie sein möchten, um so mehr haben sie sich bemüht, ihrer Phantasie die Beschäftigung mit dem Sinnlichen zu untersagen, und um so leichter wird im Delirium das Verbotene Gegenstand des Denkens sein. Diese Thatsache kann Shakespeare sehr wohl bekannt gewesen sein und es ist durchaus nicht nöthig, daß er Ophelien für sinnlicher als ein anderes Mädchen hat ausgeben wollen.

Ebenso wie Ophelia durch Gemüthsbewegungen krank wird, erscheint die Leidenschaft bei Goethe als Ursache geistiger Störungen überhaupt. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung kann man sich eine Steigerung vorstellen, wo die Leidenschaft in Wahnsinn umschlägt. So spricht Goethe von seinen eigenen Leidenschaften an verschiedenen Stellen. Werther sagt, „meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn." Besonders deutlich tritt diese Auffassung in einer Aeußerung Jarnos zu Tage. Dieser sagt (als Montan in den Wanderjahren), Wilhelm habe sich bisher mit der Heilung von Seelenleiden beschäftigt, er solle lieber Chirurgie treiben, denn zu jener vermöge der Verstand nichts, die Vernunft wenig, nur die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit alles. Nun hat sich bekanntlich Wilhelm durchaus nicht mit Psychiatrie beschäftigt, wenn man von seiner Theilnahme

für den Harfner absieht, sondern sein Studium sind eben die Leidenschaften gewesen. Dächte der Dichter nicht Seelenschmerz und Seelenkrankheit in naher Beziehung, so könnte er die Antithese Jarnos nicht zulassen.

Ueber die Behandlung Geisteskranker spricht ausführlicher und weniger absprechend als Jarno der Landgeistliche, zu dem der Harfner gebracht worden ist. Er betrachtet „die Methode, Wahnsinnige zu curiren," als eine ihm zukommende Angelegenheit. „Außer dem Physischen, sagt der Geistliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel, vom Wahnsinne zu heilen, sehr einfach. Es sind dieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden. Man errege ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Sein und Schicksal mit so vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen vom Gewöhnlichen sind, so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden." Wahrscheinlich kam es zu Goethes Zeiten bei der Mangelhaftigkeit der öffentlichen Heilanstalten oft vor, daß Landgeistliche leidlich ruhige Geisteskranke in Pflege nahmen. Goethe mag solche Leute kennen gelernt und ähnliche Reden wie die hier wiedergegebenen von ihnen gehört haben. Doch ist es mir nicht gelungen, einen geschichtlichen Anhalt zu finden. Anzuerkennen ist bei dem Geistlichen die humane Auffassung, die von barbarischen Mitteln

nichts weiß. Bekanntlich war zu Goethes Zeit die Behandlung der Geisteskranken durch Zwang noch allgemein verbreitet. Man schnallte unruhige Kranke auf den Zwangsstuhl, suchte sie wohl gar durch die Drehmaschine mürbe zu machen, oder legte ihnen doch zum mindesten die Zwangsjacke an. Bei widersetzlichem Verhalten kamen „Strafen" zur Anwendung, kalte Begießungen und anderes mehr. Jedoch war auch der offiziellen Irren-Behandlung ein humaner Geist damals nicht abzusprechen (vgl. S. 21 ff.). Man darf nicht vergessen, daß die uns jetzt erschreckenden Zwangsmaaßregeln nur bei verhältnißmäßig wenig Kranken und nur vorübergehend angewendet wurden. Die Art von Kranken, die ein Geistlicher in seinem Hause verpflegen konnte, fand auch in den meisten oder doch in vielen Anstalten eine milde Behandlung. Auch die Anschauung, daß man ruhigen Kranken durch solche Belehrungen nützen könne, wie sie der Geistliche empfiehlt, war damals weit verbreitet. Sogar unser modernstes Heil-Mittel, die Anregung der Kranken zu eigener Arbeit, wurde schon damals empfohlen, wie denn z. B. im Anfange des Jahrhunderts die Anstalt Sonnenstein bei Pirna, die 1811 eröffnet wurde, den Kranken verschiedenartige Gelegenheiten zur Thätigkeit darbot. Nach alledem ist eine besondere Weisheit in den Worten des Geistlichen nicht zu finden. Daß man weder den, der die Bedingungen des Irreseins in sich trägt, durch die Maaßregeln des Geistlichen vor Erkrankung bewahren, noch die Erkrankten durch sie heilen kann, das weiß man jetzt nur allzugut.

Die einseitig psychologische Auffassung der krankhaften Geisteszustände tritt auch in folgender Aeußerung zu Tage: „Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer anderen Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begränzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht mehr losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen." Die Stelle klingt, als wäre sie in Verzweiflung über eine idealistische Philosophie geschrieben.

Zu Riemer sagte der alte Goethe: „Der Grund von allem ist physiologisch. Es giebt ein Physiologisch-Pathologisches, z. B. in allen Uebergängen der organischen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphose in die andere tritt. Dies ist wohl zu unterscheiden vom eigentlich morbosen Zustande. Wirkung des Aeußeren bringt Retardationen hervor, welche oft pathologisch im ersten Sinne sind. Sie können aber auch jenen morbosen Zustand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphosen das Wesen umbringen." Bei dem

Physiologisch-Pathologischen darf man wohl an die körperlichen und geistigen Störungen denken, die die Pubertät, den Eintritt in das Greisenalter und A. begleiten können.

Den Schluß möge eine scherzhafte Scene aus Eckermanns Gesprächen machen. Einmal war Hegel zum Thee bei Goethe. Es wurde über Dialektik gesprochen und Goethe meinte, sie werde oft gemißbraucht, um das Falsche wahr, und das Wahre falsch zu machen. Da hatte Hegel die Dreistigkeit zu erwidern: Das geschehe nur von Leuten, die geistig krank sind. Statt mit Nathan zu sagen: Du bist der Mann, antwortete Goethe mit gutmüthigem Spotte, „solche dialektisch Kranke könnten im Studium der Natur Heilung finden." —

Anhangsweise seien einige Aeußerungen Goethes über Genie und Krankheit wiedergegeben. Es ist eigen, sagte Eckermann, daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, daß sie eine schwächliche Constitution haben. „Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, erwiderte Goethe, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Conflict mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine 4 Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähheit, er hielt sich noch die vielen Jahre und

hätte ſich bei geſunderer Lebensweiſe noch länger halten können.“ Weiterhin ſagte Goethe: „Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutſchland ſich ein Genie als klein, ſchwach, wohl gar bucklig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.“ Des Menſchen Seele ſei eine ewige Entelechie. „Iſt aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall iſt, ſo wird ſie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf deſſen Organiſation kräftigend und veredelnd einwirken, ſondern ſie wird auch, bei ihrer geiſtigen Uebermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen ſuchen.“

Goethes eigentliche Meinung ſtimmt offenbar mit der Schopenhauers überein: der Menſch iſt ſo, wie er ausſieht. Das Vorgefühl dieſer Thatſache erklärt wohl auch Goethes lebhafte Theilnahme an den phyſiognomiſchen Studien. Alle körperlichen Schwächen und Mängel ſind zugleich auch geiſtige Defecte, harmoniſche Vollendung des Geiſtes fordert auch Schönheit und Stärke.

B.

Goethes Perſon.

I. Nachdem ich bisher über das Pathologische in Goethes Werken gesprochen habe, bleibt mir die schwierige Aufgabe noch übrig, über das Pathologische in Goethe selbst zu sprechen.

Das Individuum entsteht auch geistig durch die Mischung des Väterlichen und des Mütterlichen. Goethe ist immer als einer der wichtigsten Belege für Schopenhauers Lehre angesehen worden, nach der der Wille vom Vater, der Intellect von der Mutter ererbt wird. Auch ich glaube, daß für Söhne diese Lehre in der Hauptsache zutreffe, verkenne aber nicht das Mißliche der Trennung des menschlichen Geistes in Willen und Intellect. In Wahrheit ist der Mensch ganz Wollen und der Intellect ist nur das auf Bilder und Begriffe gerichtete Wollen, das ebenso eine individuelle Reaction sein muß wie das anderweite Wollen. Indessen ist doch so viel richtig, daß von einer klugen Frau kluge Söhne, von einer dummen dumme Söhne stammen, daß der Sohn eines braven, tapfern, ausdauernden Mannes ähnliche Eigenschaften zu haben pflegt, daß feige, lügnerische, boshafte Männer ihnen entsprechende Söhne haben. Eine reinliche Tren-

nung läßt ſich freilich nicht durchführen, denn gehört die Lebhaftigkeit des Empfindens z. B. zum Willen oder zum Intellect? Andere lehren, daß Söhne vorwiegend der Mutter gleichen, Töchter dem Vater. Auch das iſt richtig, muß aber mit Schopenhauers Lehre verknüpft werden derart, daß wir bei dem Sohne gewiſſe moraliſche oder Charakter-Eigenſchaften des Vaters zu erwarten haben, im Uebrigen aber ſeine Geiſtesart der der Mutter ähnlich ſein werde, daß umgekehrt bei der Tochter die Natur des Vaters mit Charakter-Eigenthümlichkeiten der Mutter verſetzt ſein werde. Das Weitere liegt freilich ganz im Dunkeln. Bei der Entſtehung eines Menſchen tritt etwas völlig Neues ein: Zwei Keimſtoffe, wie ſie in gleicher Weiſe einander noch nie getroffen haben, liefern ein Ergebniß, das noch nie dageweſen iſt. Wir haben ja keine Ahnung davon, wie beide auf einander wirken; da mögen ihre Eigenheiten bald Hemmungen bewirken, bald vervielfachend wirken; die complicirteſte chemiſche Gleichung iſt ein Kinderſpiel gegen dieſes Experiment. Auch müſſen Beſchaffenheit und Wirkungsart der Keimſtoffe nach den Zeitumſtänden verſchieden ſein, außerdem ſind die einzelnen Keime offenbar zur ſelben Zeit verſchieden, da ſonſt die oft weitgehende Verſchiedenheit der Geſchwiſter gleichen Geſchlechts unerklärbar wäre. [1])

[1]) In Wirklichkeit ſind nicht nur die einzelnen Keime verſchieden ſtark, ſodaß u. U. der eine männliche Keim ſtärker iſt als der weibliche, der andere ſchwächer, ſondern ſie ſind auch inſofern qualitativ verſchieden, als bei dem einen die väterlichen

Bei der Mangelhaftigkeit unſerer Einſicht kann von einer befriedigenden Erklärung des Wunders Goethe aus den Eigenſchaften ſeiner Eltern keine Rede ſein.

Goethe ſagt ſelbſt, er habe vom Vater die Natur. Ueber die Aehnlichkeit der Geſichtszüge iſt, ſoviel ich nach den mir bekannten Bildern urtheilen kann, ſchwer etwas zu ſagen. Verläßt man ſich auf den erſten Eindruck, ſo iſt die Aehnlichkeit zwiſchen Goethe und der Mutter unverkennbar, beſonders die Augen und die Züge der Mundgegend bewirken dieſen Eindruck. Dagegen iſt die Naſe der Mutter ganz anders als die des Sohnes und die Stirn iſt mehr nach vorn gebaut. Andererſeits beſteht zwiſchen dem Bilde des Rathes von Melchior und den Bildern des alten Dichters trotz aller Verſchiedenheit ausgeſprochene Verwandtſchaft, beſonders nach Stirn, Naſe, Wange.

Als Eigenſchaften des Vaters werden genannt: „ernſte Beharrlichkeit und Gediegenheit, die ſich in dem größten Lehr- und Lerneifer, in ſtrenger Ordnungsliebe, gepaart mit Gewiſſenhaftigkeit, in Rückſichtsloſigkeit gegen ſich ſelbſt, in Bedürfnißloſigkeit und eiſerner Selbſtzucht äußerte.“ Es iſt erſichtlich, daß dieſelben Tugenden am Sohne gerühmt werden dürfen. Beim Vater wurden ſie getrübt durch eine gewiſſe Beſchränktheit, die ihn als pedantiſch, eigenſinnig, gegen die Familie rückſichtlos, engherzig erſcheinen laſſen konnte. Das Auffallendſte iſt dem Sohne

Eigenſchaften des Eigenthümers bei dem andern ſeine mütterlichen Eigenſchaften mehr ausgeprägt ſind, ja die Fälle von Atavismus zeigen, daß noch weitergehende Differenzirungen vorkommen.

gegenüber das phantaſieloſe nüchterne Weſen des Vaters. Dabei muß der Mann gut befähigt geweſen ſein, was durchaus mit den Angaben über ſeine vortreffliche Mutter ſtimmt. Der Eigenſinn, der den jungen Mann einſam gemacht und eines über das Haus hinausgreifenden Berufes beraubt hatte, wurde mit den Jahren immer größer. Geiz und mißtrauiſch-mürriſches Weſen machten ihm und ſeiner Umgebung das Leben ſchwer. Im Alter verfiel er raſch, er wurde geiſtesſchwach und verbrachte die letzten Jahre in einem traurigen Zuſtande. Es iſt klar, daß das Pathologiſche in ihm ſtark war.

Wenn der Sohn in erſter Linie der Mutter und dieſe ihrem Vater gleicht, ſo muß der mütterliche Großvater eine wichtige Perſon ſein und Goethe muß ſeine eigenartige Befähigung zunächſt dem Großvater Textor verdanken. Das iſt nun ſchwer einzuſehen, da das Bild des tüchtigen ehrenfeſten Schultheißen uns als Vorbild eines Dichters nicht recht taugen will. Indeſſen hat dieſer Mann doch wahrſcheinlich latente Eigenſchaften gehabt; ſeine Ahnungen und Träume deuten auf eine phantaſievolle Natur. Im Grunde wiſſen wir recht wenig davon, wie es in dem alten Herren ausgeſehen hat. Auch von ſeiner Frau wiſſen wir recht wenig, aber ihr Bild mit den großen bedeutenden Augen, dem ſtrengen Herrſcherblicke und der ſehr hohen, mächtigen Stirn, bei dem man unwillkürlich an das Bild des Enkels denkt, beweiſt, daß ſie ein ungewöhnliches Weib war.

Goethes Mutter iſt uns durch die Schilderung des Sohnes, durch ihre Briefe und neuerdings durch Heine-

manns schönes Buch nahe gerückt. Gab der Vater den tüchtigen festen Grund des Geistes unseres Dichters, so wurde dieser doch erst durch die von der Mutter ererbten Eigenschaften zum Dichter. Ueberaus warme Empfindung und Phantasie, Frohmuth und unbesiegbare Lebensfreude sind die wichtigsten Geschenke, die sie ihm gab. Ihre Urtheilskraft überstieg weit das Mittel, aber hier ist die Vergleichung mit des Sohnes Geiste mißlich, denn der Geist ist im weiblichen Organismus doch wie verkleidet und wir würden bei den Müttern großer Männer nicht viel prophezeien können, wenn wir die Söhne nicht schon kennten. Das Pathologische war auf jeden Fall bei der Frau Rath gering.

Wir mögen uns anstellen, wie wir wollen, die Hauptsache bleibt ein Räthsel, eine „Ableitung" Goethes aus seinen Eltern gelingt nicht und nur ein geheimnißvolles Zusammentreffen günstiger Umstände kann den günstigen Erfolg gehabt haben. Daß es nicht auf die Theile an sich, sondern auf die richtige Zusammenstellung der Theile ankam, das zeigt in überraschender Weise Goethes Schwester. Cornelie war ihrem Bruder so ähnlich, daß man die Geschwister zeitweise „an Wachsthum und Bildung für Zwillinge halten konnte", trotzdem fehlte ihr im Körperlichen und im Geistigen die Anmuth. Das Hauptunglück scheint das Vorwiegen der väterlichen Eigenschaften bei der Tochter gewesen zu sein. Vater und Tochter verstanden sich dabei gar nicht, der Vater behandelte das Mädchen mit rücksichtloser Strenge und machte durch „unglaubliche Consequenz" die Erziehung

zur Qual, das Mädchen wurde verſchüchtert, verbittert, ja ſie haßte den Vater. Goethe ſelbſt hat bekanntlich Zeit ſeines Lebens die Schweſter für ein merkwürdiges Problem gehalten. Er ſpricht von ihrem unſchönen Körper. „Sie war groß, wohl und zart gebaut, aber die Züge ihres Geſichts waren weder bedeutend noch ſchön.“ Bei Betrachtung des Bildes kann man wohl zugeben, daß die abſcheuliche Friſur nachtheilig wirkte, doch war offenbar auch das Geſicht trotz der ſchönen Augen abſtoßend, da die ſcharfen Züge, die ſtarke Naſe, die hohe Stirn wohl dem Bruder gut ſtanden, die Schweſter aber entſtellten. Auf dem Bilde fällt auch die ſchlechte Haltung auf. Sie habe von Ausſchlag zu leiden gehabt, der wunderlicher Weiſe beſonders dann auftrat, wenn ſie einen Ball beſuchen wollte. Goethe betont beſonders, ſie ſei ganz ohne Sinnlichkeit geweſen, habe geradezu Abneigung gegen den ehelichen Umgang gehabt und deshalb in unangenehmer Ehe gelebt. Er rühmt ihre hohe Sittlichkeit und ihren geſunden, ſcharfen Verſtand, dazu kam aber „ein ernſtes ſtarres, gewiſſermaaßen liebloſes Weſen.“ „Meine Schweſter war und blieb ein indefinibles Weſen, das ſonderbarſte Gemiſch von Strenge und Weichheit, von Eigenſinn und Nachgiebigkeit.“ „Man hätte von ihr ſagen können, ſie ſei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung.“ Am deutlichſten zeugt der Umſtand, daß auch gegen die Mutter die Tochter abgeſchloſſen war, für ihr wunderliches Weſen. Schon in dem 1768—69 von ihr geführten Tagebuche tritt nach O. Jahn die Kränklichkeit, die ſpäter auch ihren gemüthlichen Zuſtand ſo

ſchwer und trübe machte, hervor. Sie klagt wiederholt über ihre Geſundheit, ſie werde hypochonder, bald heftig und leidenſchaftlich, bald ſtumpf und gleichgiltig. Ihre Verlobung und Verheirathung mit Schloſſer ſcheinen ſie vorübergehend aus ſich herausgehoben, belebt und erheitert zu haben. Doch war das Glück nicht von Dauer, da ſie der Liebe nicht fähig wahr. Die etwa $3\,^1/_2$ Jahre dauernde Ehe ſcheint für beide Theile eine Leidenszeit geweſen zu ſein. Cornelie zeigte ſich körperlich nicht widerſtandsfähig: „jeder Wind, jeder Waſſertropfen ſperrt ſie in die Stube," meint Schloſſer; nach der erſten Entbindung war ſie faſt zwei Jahre lang an's Bett gefeſſelt. Sie lebte mit ſich und anderen unzufrieden und wurde immer mißmuthiger. Nach ihrer zweiten Entbindung erlöſte ſie der Tod.

Daß die unglückliche Cornelie eine durchaus pathologiſche Natur war, das braucht wohl nicht erſt auseinandergeſetzt zu werden. Man ſtellt ſich manchmal die Sache ſo vor, als wäre Cornelie aus Betrübniß über ihre körperlichen Mängel und durch das Verhältniß zum Vater erſt krankhaft geworden. Das heißt natürlich die Dinge umkehren: Die äußeren Mißverhältniſſe zeigten innere Mißverhältniſſe an und ſie konnte mit den Leuten nicht auskommen, weil ſie von vornherein abnorm war. Ein ſehr wichtiges Symptom der Entartung iſt die Zerſtörung des Eros. Agape und Aphrodiſia können da ſein, aber ſie thun ſich nicht zuſammen. Daher fehlt die Befriedigung für den Betroffenen und für die ihm Nächſten.

Ueber die nachgeborenen kränklichen und frühge-

ſtorbenen Geſchwiſter Goethes wiſſen wir allzuwenig. Immerhin deutet dieſe Sterblichkeit auf ein pathologiſches Moment vor der Geburt hin. Jakob allerdings wurde 6 Jahre und ſoll dann einer anſteckenden Krankheit in der Kriegszeit erlegen ſein. Doch die nachfolgenden Mädchen wurden nur $2^1/_4$ Jahre, bez. 7 Monate alt.

2. Goethe ſelbſt kam bekanntlich aſphyktiſch zur Welt „durch Ungeſchicklichkeit der Hebamme". Er ſcheint ſich dann normal entwickelt zu haben. Später erkrankten die Goethiſchen Kinder an den Pocken und Wolfgang wurde nach ſeiner Schilderung recht ſtark betroffen. Er kam ohne ſtärkere Narben durch, aber „eine ſehr lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich, ſelbſt noch in ſpäteren Jahren, ſelten anſehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garſtig iſt er geworden." „Weder von Maſern noch Windblattern, und wie die Quälgeiſter der Jugend heißen mögen, blieb ich verſchont." Weiterhin erfahren wir von Krankheiten, abgeſehen davon, daß den Knaben die Aufregung über die Gretchen-Kataſtrophe krank machte, nicht viel bis zu der räthſelhaften Erkrankung in Leipzig. Die eigene Schilderung Goethes lautet: „Schon von Hauſe hatte ich einen gewiſſen hypochondriſchen Zug mitgebracht, der ſich in dem neuen ſitzenden und ſchleichenden Leben [!?] eher verſtärkte als verſchwächte. Der Schmerz auf der Bruſt, den ich ſeit dem Auerſtädter Unfall [er hatte ſich an einem ſteckengebliebenen Wagen überhoben] von Zeit zu Zeit empfand, und der nach einem Sturz mit dem Pferde merklich gewachſen war,

machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das ſchwere Merſeburger Bier verdüſterte mein Gehirn,*) der Kaffee, der mir eine ganz eigene triſte Stimmung gab, beſonders mit Milch nach Tiſche genoſſen, paralyſirte meine Eingeweide und ſchien ihre Functionen völlig aufzuheben, ſodaß ich deshalb große Beängſtigungen empfand . . . Meine Natur . . . ſchwankte zwiſchen den Extremen von ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten . . . Man ſollte auf hartem Lager ſchlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch dann alle gewohnte Ausdünſtung unterdrückt wurde. Dieſe und andere Thorheiten, in Gefolg von mißverſtandenen Anregungen Rouſſeaus, würden uns, wie man verſprach, der Natur näher führen . . . Alles Obige nun, ohne Unterſcheidung, mit unvernünftigem Wechſel angewendet, empfanden mehrere als das ſchädlichſte und ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergeſtalt, daß die darin enthaltenen beſonderen Syſteme zuletzt in eine Verſchwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten." Ich habe mit Bedacht die lange Stelle hergeſetzt. Wüßte man nicht, wer das geſchrieben hat, ſo würde man ſagen, das iſt die Anamneſe eines Hypochonders. Man beachte die ſchweren An-

*) Am 26. Auguſt 1770 ſchreibt Goethe an Frln. v. Klettenberg: „So iſt's doch mit allem wie mit dem Merſeburger Biere, das erſtemal ſchauert man, und hat man's eine Woche getrunken, ſo kann man's nicht mehr laſſen." Das Merſeburger Bier galt damals im Gegenſatze zu dem leichten, in Leipzig gebrauten Biere für ſtark, es war „Exportbier."

klagen gegen den armen Kaffee. Abgeſehen davon, daß Goethe in Leipzig wohl nicht allzuſtarken Kaffee getrunken haben wird, iſt es doch ungeheuerlich anzunehmen, Milchkaffee könne die Functionen der Eingeweide aufheben. Goethe will einfach ſagen, er habe zu jener Zeit an Verſtopfung gelitten. Seinen Zuſtand kennzeichnet Goethe auch dadurch, daß er meint, er ſei damals ſeiner Umgebung durch widerliche Launen beſchwerlich geweſen, er habe Alle „durch krankhaften Widerſinn mehr als einmal verletzt“ und die Verletzten ſtörriſch gemieden. Im Ganzen wird eine Verſtimmung geſchildert, wie wir ſie auch heute von nervöſen jungen Leuten nicht ſelten geſchildert hören. Es werden allerhand äußere Umſtände angezogen, die mit der Sache ſelbſt nicht viel zu thun haben und das Mißbehagen nicht erklären können. Der alte Goethe mag den Bericht zugeſtutzt haben, doch iſt wohl nicht anzunehmen, daß die ganze Auffaſſung der Sache erſt aus Goethes Alter ſtamme. Das Weſentliche war wohl, daß der junge Goethe ſich überreizt hatte, weniger vielleicht durch Ausſchweifungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, als durch geiſtige Aufregung. Lieſt man die Briefe, in denen er ſeine Eiferſucht ſchildert, ſo kann man ſchon glauben, daß das Befinden unter den leidenſchaftlichen Erregungen gelitten habe, beſonders dann, wenn Bachus und Venus hinterherkamen. Ob das Einathmen von ſalpetrig-ſauren Dämpfen beim Behandeln der Radirungen zu ſeinen Uebeln beigetragen habe, wie Goethe es vermuthet, das ſei dahingeſtellt.

Soweit wäre alles gut, aber nun kommt der unbegreifliche Blutsturz. Nach den letzten (oben citirten) Worten, mit denen er auf das Ereigniß hindeutet, fährt Goethe fort: „Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf . . . Und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die man erst jetzt, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand."

Die enge Verknüpfung zwischen dem Zustande der Unbehaglichkeit und dem Blutsturze kann vielleicht Sache der Redaction sein. Wahrscheinlich dürfte jener eine Erscheinung für sich sein und erst in der Erinnerung mögen alle krankhaften Erscheinungen der Leipziger Zeit nahe an einander gerückt sein.

Man kann über den Blutsturz verschiedener Meinung sein und ich glaube nicht, daß jetzt noch ein sicheres Urtheil möglich sei. Soviel ich sehe, wird in der Goethe-Literatur der Blutsturz vielfach als Lungenblutung aufgefaßt. Goethe und seine Umgebung waren ursprünglich auch dieser Meinung. Goethe schreibt z. B. von Frankfurt aus an Herrn Schönkopf am 1. October 1768, er befinde sich so gut als ein Mensch, der in Zweifel steht, ob er die Lungensucht hat oder nicht, sich befinden kann. Am 30. December jedoch meldet er Kätchen: „meine Lunge ist so gesund als möglich". Ob er und die Seinigen auch damals noch den Blutsturz für eine Lungenblutung, bez. die Lunge für wiederhergestellt ge-

halten haben, erfahren wir nicht. Gegen die Annahme einer Lungenblutung läßt sich manches sagen. Sie würde eine Lungentuberkulose voraus setzen, aber ein Blick auf Goethes späteres Leben scheint zu zeigen, daß die Annahme der Tuberkulose zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehört. Die Tuberkulose kann zwar ausheilen, aber das geht gewöhnlich nicht so leicht, wenn es einmal zu einem Blutsturze gekommen ist, und schließlich bleibt der Geheilte ein brüchiger Mensch, der eines Lebens, wie es Goethe bis in das 83. Jahr geführt hat, nicht fähig ist. Auch wird niemals, weder in Wahrheit und Dichtung, noch in den Briefen und anderweiten Berichten aus der Jugend, von Husten, Auswurf, Fieber erzählt. Der Husten in Sesenheim scheint der Ausdruck eines gewöhnlichen Katarrhs gewesen zu sein. Indessen ist es doch nicht unmöglich, daß Goethe einen kleinen tuberkulösen Lungenherd gehabt habe, der unglücklicherweise zur Zerstörung eines größeren Blutgefäßes führte, bei Goethes guter Natur und seiner Kleinheit aber trotzdem rasch ausheilte. Nähme man das an, so würde man eine Erklärung für den Blutsturz gewinnen, der den alten Goethe am 26. November 1830 befiel. Man könnte dann vermuthen, daß in der aus der Jugendkrankheit stammenden Narbe eine Blutgefäßausbuchtung, ein Aneurysma bestanden habe, das 1830 barst.

Ein Blutsturz ist eine plötzliche Blutentleerung aus dem Munde. Man könnte daher bei Goethe auch an eine Magenblutung denken. Ein Magengeschwür kann sich, ohne wesentliche Symptome zu machen, entwickeln,

kann zufällig ein größeres Blutgefäß anfressen und kann definitiv vernarben, ohne weitere Folgen zu hinterlassen. Damit stimmt, daß sowohl vor dem Blutsturze als später in Frankfurt besonders von Verdauungstörungen die Rede ist. In dem schon erwähnten Briefe an Kätchen Schönkopf sagt Goethe geradezu, „aber am Magen sitzt was". Indessen bezieht sich diese Aeußerung eben auf den December 68; daß er in Leipzig Magenschmerzen gehabt habe, wird nicht gesagt, auch nicht, daß der Blutsturz etwas mit dem Magen zu thun gehabt habe. Es kann sein, daß Goethe mit seiner Aeußerung nur auf die Verstopfung und die von ihr abhängigen Kolikschmerzen zielt, wie denn auch jetzt die Leute ihre Darmbeschwerden oft auf den Magen schieben. Andererseits wäre es möglich, daß die Frankfurter Kolik ein Anfall von Magenschmerz gewesen wäre, wiewohl mir das nicht recht wahrscheinlich vorkommt.

Will man die Hypothese des Magengeschwüres nicht gelten lassen, die schließlich auch nicht sehr fest begründet ist, so könnte man an eine jener seltenen nervösen Blutungen denken. Daß diese vorkommen, ist sicher, wenn sie uns auch nicht recht verständlich sind: Bei nervösen Leuten jugendlichen Alters tritt ohne örtliche Schädigung da oder dort eine Schleimhautblutung auf, die eine Krisis im Sinne der alten Medicin darstellen kann. Endlich bliebe noch die Möglichkeit, daß die merkwürdige Geschwulst am Halse mit der Ursache der Blutung zusammengehangen habe. Diese Geschwulst zeigte sich später wahrscheinlich als Abscess, denn sie wurde von

den Aerzten in Frankfurt aufgeſchnitten. Wie man ſich die Sache denken ſollte, das weiß ich auch nicht recht. Man müßte etwa annehmen, es habe ſich um einen Varix, Venenknoten im Anfange der Speiſeröhre gehandelt, dieſer ſei in der Nacht geplatzt, das Blut habe ſich theils nach außen ergoſſen, theils zwiſchen die Muskeln, und aus letzterem Extravaſat ſei ſpäter der Abſceß geworden. Dergleichen Seltenheiten ex post zu diagnoſticiren, das bleibt freilich eine ſchlimme Sache. Da uns aber nichts übrig bleibt, als die verſchiedenen Möglichkeiten in's Auge zu faſſen, ſo muß man auch noch an einen Fremdkörper denken, der die Speiſeröhre ſeitlich durchbrechen, durch Verletzung eines Blutgefäßes eine Blutung verurſachen und ſchließlich durch eine Eiterung nach außen entfernt werden kann. Merkwürdig wäre es allerdings, wenn das Eindringen eines ſolchen Fremdkörpers keine ſtärkeren Schmerzen verurſachte, indeſſen unmöglich wäre das z. B. bei einem dünnen, glatten und ſpitzen Knochen nicht. Hat es ſich um eine Lungen- oder eine Magenblutung gehandelt, ſo wäre die Halsgeſchwulſt wohl als zufällige Complication anzuſehen und auf eine vereiterte Lymphdrüſe zu beziehen.

Mag es nun ſo oder ſo ſein, das iſt ſicher, daß Goethe ſich ziemlich raſch wieder erholte. Er war geiſtig thätig, ſah ſich in Leipzig noch einen Studenten-Tumult an, reiſte dann nach Hauſe, unterhielt ſich unterwegs lebhaft und erſchien wohl eher als unglücklicher Liebhaber, denn als Patient. In Frankfurt freilich fühlte er ſich nicht wohl, er ſei ſeinem Vater „als ein Kränkling, der noch mehr an der Seele

als am Körper zu leiden ſchien," entgegengetreten. Nun folgt eine ziemlich lange Zeit des Kränkelns. Abgeſehen von der Eröffnung der Halsgeſchwulſt durch einen Chirurgen, der mehrfache Aetzungen folgten, ſcheint beſonders die Stuhlverſtopfung Noth gemacht zu haben. „Mir war indeß noch eine ſehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine geſtörte und man durfte wohl ſagen für gewiſſe Momente vernichtete Verdauung brachte ſolche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängſtigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten." Dieſe Stelle bezieht ſich offenbar auf den December 1768. Goethe ſchreibt darüber an Kätchen: „Ja meine Liebe, es iſt wieder vorbey, und inskünftige müſſen Sie ſich beruhigen wenn es ja heißen ſollte: Er liegt wieder! Sie wiſſen meine Conſtitution macht manchmal einen Fehltritt und in acht Tagen hat ſie ſich wieder zurechte geholfen; diesmal war's arg, und ſah noch ärger aus als es war, und war mit ſchröcklichen Schmerzen verbunden." Er ſei drei Wochen lang nicht aus der Stube gekommen. Aus Corneliens Aufzeichnungen erfahren wir, daß Goethe am 7. December 1768 von einer heftigen Kolik befallen wurde, ſodaß er ſtarke Schmerzen erlitt. „Zwei Tage hielt dieſer ſchreckliche Zuſtand an, dann wurde er etwas beſſer, doch konnte er noch keine Viertelſtunde ſich aufrecht halten" (nach O. Jahn). Im Januar ſoll ein neuer Anfall der Krankheit eingetreten ſein. Am 13. Februar ſchreibt Goethe an Frln. Oeſer: „O Mamſell, es war eine impertinente Compoſition von Laune meiner Natur, die

mich vier Wochen, an den Bettfus, und vier Wochen an den Seſſel anſchraubte, daß ich eben ſo gerne die Zeit über, hätte in einen geſpaltenen Baum wollen eingezaubert ſeyn". . . . „Trutz der Krankheit die war, Trutz der Krankheit die noch da iſt, binn ich ſo vergnügt, ſo munter, offt ſo luſtig daß ich Ihnen nicht nachgäbe, und wenn Sie mich in dem Augenblicke jetzt beſuchten, da ich mich in einen Seſſel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einen Tiſch gelagert habe, um an Sie zu ſchreiben." Warum die Füße verbunden waren, das wiſſen wir nicht, vielleicht hat es ſich um eine ableitende Einpackung gehandelt. Die Angabe, daß er heiter, ja oft luſtig ſei, wiederholt Goethe an anderen Stellen. Mit der acuten Erkrankung in Leipzig iſt die Mißſtimmung gewichen und in Frankfurt wiegt trotz aller Reizbarkeit die Heiterkeit vor.

Man kann den Zuſtand des Reconvalescenten am beſten als Nervoſität bezeichnen. Er iſt reizbar, wechſelnden Stimmungen unterworfen, weicher als ſonſt, ja etwas ſchwachmüthig und der Kritik abgeneigt. Die nervöſe Verſtimmung giebt ſich auf verſchiedene Weiſe kund. Man vergleiche die Schilderungen der Reizbarkeit in den Briefen, die Hinneigung zu myſtiſch-pietiſtiſchen Auffaſſungen, die in manchen Briefen geradezu frömmelnde Aeußerungen bewirkt, die Beſchäftigung mit „myſtiſchen chemiſch-alchymiſtiſchen Büchern" und entſprechenden Experimenten. Man vergleiche die an Fräulein Oeſer gerichteten Verſe vom 6. Nov. 1768*), aus denen hervor-

*) So launiſch, wie ein Kind das zahnt;
Bald ſchüchtern, wie ein Kaufmann den man mahnt,

zugehen ſcheint, daß auch die Aerzte Goethe als Nervöſen behandelten. Man denke endlich an die Heilung der Stuhlbeſchwerden durch Suggeſtion. Der Arzt, „ein unerklärlicher, ſchlaublickender, freundlich ſprechender, übrigens abſtruſer Mann", lockte ſeine Patienten mit geheimnißvollen, ſelbſtbereiteten Arzeneien an. Beſonders deutete er auf ein wichtiges Salz hin, von dem man gar nicht ſprechen durfte und das nur in den größten Gefahren anzuwenden war. Als nun die Stuhlbeſchwerden arg wurden, „in dieſen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungeſtüm den verlegenen Arzt, mit ſeiner Univerſalmedicin hervorzurücken." Mitten in der Nacht lief er nach Hauſe und holte ein

---

Bald ſtill wie ein Hypochondriſt,
Und ſittig wie ein Mennoniſt,
Und folgſam, wie ein gutes Lamm;
Bald luſtig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und binn halb krank und halb geſund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halſe wund;
[d. i. wohl die eröffnete Geſchwulſt]
Sehr mißvergnügt daß meine Lunge
Nicht ſoviel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht . . . . .

Nun folgen die auf S. 34 wiedergegebenen Verſe. Ferner ſagt er, man heiße ihn, ſeinen Willen zwingen, an nichts Reizendes denken u. ſ. f.

O ſage Du,
Kann man was traurigers erfahren?
Am Körper alt, und jung an Jahren,
Halb ſiech, und halb geſund zu ſeyn?
Das giebt ſo melancholſche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich ſechs Alraune.

Gläschen mit alkaliſch ſchmeckenden Kryſtallen [Glauberſalz?]. „Das Salz war kaum genommen, ſo zeigte ſich eine Erleichterung des Zuſtandes, und von dem Augenblicke an nahm die Krankheit eine Wendung, die ſtufenweiſe zur Beſſerung führte.“ Natürlich war man dem wenig lobenswerthen Medicus ſehr dankbar, wir aber ſehen hier das typiſche Bild einer erfolgreichen Wachſuggeſtion, wie ſie auch heute berufenen und unberufenen Heilkünſtlern bei nervöſen Uebeln oft genug gelingt.

Die nächſte Krankheit war eine Halsentzündung durch das Einathmen ſalpetriger Säure beim Aetzen einer Kupferplatte. Hier wiederholt Goethe die Vermuthung, er möge ſich ſo auch in Leipzig beſchädigt haben. Man bekommt aber den Eindruck, als ſei ihm dieſer Gedanke erſt bei der Frankfurter Halsentzündung gekommen, während er in Leipzig die Aetzkunſt ohne Schaden ausgeübt habe. Am 23. Jan. 1770 heißt es: „Daß ich ruhig lebe, das iſt alles, was ich Ihnen von mir ſagen kann, und friſch und geſund, und fleißig, denn ich habe kein Mädgen im Kopfe.“

Die nervöſe Reizbarkeit blieb trotz der Wiederkehr des Lebensmuthes beſtehen. In Straßburg plagte ſie ihn noch „ . . . ſo hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz anderen Verhältniſſen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir ſelbſt, mit den Gegenſtänden, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Geſundheitszuſtand, der mich bei allem, was ich unternehmen wollte und ſollte, hinreichend förderte, nur war mir noch eine gewiſſe Reizbarkeit übrig geblieben, die

mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein ſtarker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenſtände erregten mir Ekel und Abſcheu; beſonders aber ängſtigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte.“ Die „heftige“ Kur, die Goethe anwandte, zeigt, daß er in der Hauptſache ſchon wieder hergeſtellt war. Nebenhergehen bei dem Zapfenſtreiche „neben der Menge der Trommeln, deren gewaltſame Wirbel und Schläge das Herz im Buſen hätten zerſprengen mögen,“ Beſuch der Anatomie, Beſteigen des Münſterthurmes und Freiſtehen auf einer Plattform unter der Krone, Beſuch von Friedhöfen und einſamen Capellen in der Finſterniß, in der That eine heroiſche Behandlung Sie hatte aber Erfolg und Goethe ſcheint ſich dann in Straßburg recht wohl befunden zu haben. Später erwähnt er, daß er ſich mit Arbeiten und Plänen überladen habe, beſonders damals, als Herder mit etwas rauher Hand ihn auf neue Gebiete hinweis. Zu der vielfachen Verwirrung kam mit einer angehenden Leidenſchaft (zu Friederiken) „noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tiſche die Kehle rein zugeſchnürt war.“ Er nennt die Beſchwerde eine unerträgliche Unbequemlichkeit, ein heftiges Uebel und ſchiebt die Schuld dem rothen Tiſchweine zu. Da die andern Tiſchgenoſſen den Wein gut vertragen zu haben ſcheinen, handelt es ſich offenbar um eine beſondere Reizbarkeit Goethes. Sie erinnert an ſeine Abneigung gegen den Kaffee, dem er nicht nur für die Leipziger Zeit, ſondern auch ſpäter in ſeinen Briefen an Fr. v. Stein alles mögliche Böſe nachſagt,

an ſeine Verurtheilung des Tabaks, an ſeine Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüſſe, vermöge der er ſich beſonders bei niederem Stande des Barometers unluſtig, ja unwohl fühlte. Das ſind alles Symptome der Nervoſität.

Haben wir bisher die mehr körperlichen Störungen, an denen der junge Goethe zu leiden hatte, in's Auge gefaßt, ſo gilt es nun, d. h. der Wertherzeit gegenüber in die erſte Reihe den Geiſteszuſtand zu ſtellen. Dabei aber muß hervorgehoben werden, daß jede ſolche Auseinanderſetzung der Fülle der Wirklichkeit gegenüber ſehr dürftig ausfallen muß, daß, will man nicht ins Grenzenloſe gerathen, im Grunde nicht mehr zu thun iſt, als Einzelheiten herauszuheben.

In den Schilderungen Goethes ſelbſt und in denen der Mutter erſcheint der Dichter als ein frühreifes Kind, lebhaft, heiter, ſelbſtbewußt. Von Anfang an verräth er nicht nur die außerordentliche Lernfähigkeit, ſondern auch den ungeheuren Lerneifer, der noch nach 80 Jahren nicht ermatten ſollte. Früh tritt die leidenſchaftliche Art des Knaben zu Tage. So entflammt er für das Gretchen und geräth nach ihrem Verluſte in äußerſte Verzweiflung. „Ich hatte, ſchreibt der Greis, oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungeſtüm dieſen Schmerzen überlaſſen, ſodaß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr ſchlingen konnte und der Genuß von Speiſe und Trank mir ſchmerzlich ward, auch die ſo nah verwandte Bruſt zu leiden ſchien.“ *)

*) Man leſe die ausführliche Schilderung ſeines „Raſens“ am Ende des 5. Buches von Wahrheit und Dichtung nach. Zuletzt trat „eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit“ ein.

In ganz ähnlicher Weise quält ihn in Leipzig die Eifersucht, wie die noch erhaltenen Aufzeichnungen des Jünglings darthun. Dann folgt die Zeit des Mißmuths. Nach der schweren Erkrankung in Leipzig kehrt der Lebensmuth zurück, aber über Jahr und Tag wird der Genesene von der Nervosität geplagt. Der in Straßburg zu Kraft und Frische Gelangte wird von der Liebe zu Friederiken erfaßt und nach der Trennung von dieser führen Aufregung und Gewissensbedenken zu erneuter Reizbarkeit, die diesmal erfolgreich durch Fußwanderungen, Reiten, Schlittschuhlaufen bekämpft wird. Seit dem Straßburger Aufenthalte denkt Es in Goethe mit Macht. Sucht man sich seinen Geisteszustand vorzustellen, so fallen einem Schillers Verse ein: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt." Es ist, als ob ein Fieber in ihm glühte. Die Ausrufungen überstürzen sich, die Sätze werden kaum zu Ende geschrieben, Gedankenstriche sind ein unentbehrliches Mittel des Ausdruckes. Ein Entwurf drängt den anderen, bald führt ihn sein Flug in Himmelshöhen, bald dringt er in finstere Tiefen, bald weilt er behaglich auf der platten Erde, immer aber ist er in Thätigkeit, und wenn er auch Essen und Trinken nicht vergißt, so scheint er doch manchmal des Schlafes kaum zu bedürfen. Ohne viel dabei zu denken, spricht man oft von dem den Dichter leitenden Genius, von seiner Inspiration, hier aber sieht man, daß dies nicht nur Worte sind, daß ein vom Dichter empfundener und für die Umgebung unverkennbarer

Zwang vorhanden iſt, ein mächtiges Muß, das aus dem Individuum ein Organ macht, oder vielmehr in dieſem Falle deutlich macht, daß das Individuum nur ein Organ iſt. Von jeher hat die naive Auffaſſung die Aehnlichkeit des genialen Weſens mit dem Pathologiſchen erkannt, hat von göttlicher Trunkenheit, von Furor poeticus u. ſ. w. geſprochen. Iſt die Beſonnenheit das wichtigſte Merkmal des Normalen, ſo iſt andererſeits die fieberhafte Erregung im Fühlen, Denken, Thun mit dem Charakter des Zwanges ein wohlbekanntes pathologiſches Bild. Gerade bei dem Zuſtande des jungen Goethe iſt die wenigſtens formale Aehnlichkeit zwiſchen dem Aufblühen des genialen Geiſtes und der maniakaliſchen Erregung oder Hypomanie unverkennbar. Lerſe drückte das populär aus, wenn er ſpäter erzählte, er habe gefürchtet, Goethe werde überſchnappen. Sehr ausgeprägt war bei Goethe die Zornmüthigkeit. Schon der Jüngling ſchreibt von ſich: „O ſäheſt du den Elenden, wie er raſt, aber nicht weiß, gegen wen er raſen ſoll, du würdeſt jammern. . . Wie könnte ein Toller vernünftig werden? Das bin ich. Ketten an dieſe Hände. Da wüßt' ich doch, worein ich beißen ſollte.“ Die Zeitgenoſſen erzählen, wie der junge Goethe ſeine Wuth ausgelaſſen habe mit Zerſchlagen der Bilder an der Tiſchecke, mit Zerſchießen der Bücher u. ſ. w. Er habe ſich bei Verkehrtheiten nicht erwehren können, mit einem Ingrimm zu rufen: das ſoll nicht aufkommen; und ſo habe er irgend eine Handlung üben müſſen, um ſeinen Muth zu kühlen. Lavater ſchreibt an Zimmermann: „Das ſind mir Hunde!

hör' ich Goethen stampfend rufen." *) Bekanntlich werden auch aus Goethes späterem Leben heftige Zornesausbrüche gemeldet.**)

Zu dem geistigen Fieber traten Symptome hinzu, die dem Dichter selbst später als entschieden pathologisch erschienen. Goethe fühlte Ekel vor dem Leben und trug sich mit

*) Wenn die Schilderung Senckenberg's den Thatsachen entspricht, ist man in Goethes Familie gelegentlich recht heftig geworden. S. erzählt, der Rath Goethe und sein Schwiegervater seien in Streit gerathen. Jener habe diesem vorgeworfen, er habe die Stadt an die Franzosen verrathen. „Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen."

Goethe sagt dagegen in Wahrheit und Dichtung von seinem Großvater: „Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit, ich erinnere mich nicht, ihn zornig gesehen zu haben." Vielleicht darf man hier von großer Selbstbeherrschung reden.

**) Abgesehen von den heftigen Ausbrüchen des Zornes scheint Goethe zuweilen ganz eigenthümliche kurze Zustände von Erregung gezeigt zu haben. Einen solchen beschreibt Prof. Kieser in einem Briefe an Luise Seidler (12. December 1813): „Um 6 Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand ihn allein, wunderbar aufgeregt, glühend ganz wie im Kügelgen'schen Bilde. Ich war zwei Stunden bei ihm, und ich habe ihn zum ersten Male nicht verstanden. Mit dem engsten confidentiellen Zutrauen theilte er mir große Pläne mit und forderte mich zur Mitwirkung auf. Ich glaubte, es sei die Zeit nach Tische, aber es gab kein Tröpfchen und dennoch wurde er immer lebendiger. Ich war zu müde, um mich in dieselbe Stimmung zu versetzen; so habe ich mich endlich ordentlich losgerissen. Ich fürchtete mich beinahe vor ihm; er erschien mir, wie ich mir als Kind die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser dachte, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte und dann schwoll sein Gesicht und die Augen glühten und die ganze Gesticulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen .... Er sprach über sein Leben, seine Thaten, seinen Werth mit einer Offenheit und Bestimmtheit, die ich nicht begriff."

Will man nicht doch an Alkohol denken, so ist das von Kieser entworfene Bild merkwürdig genug.

Selbſtmordgedanken. Zu Eckermann ſagte der alte Goethe, er habe Werthers Leiden nur Einmal wieder geleſen. „Es ſind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologiſchen Zuſtand wieder durchzuempfinden, aus dem es [das Buch] hervorging.“ Und an Zelter ſchreibt er: „Ueber die That oder Unthat ſelbſt [den Selbſtmord des jungen Zelter] weiß ich nichts zu ſagen. Wenn das Taedium vitae den Menſchen ergreift, ſo iſt er nur zu bedauern, nicht zu ſchelten. Daß alle Symptome dieſer wunderlichen, ſo natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerſtes durchraſt haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entſchlüſſe und Anſtrengungen koſtete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, ſo wie ich mich aus manchem ſpätern Schiffbruch auch mühſam rettete und erholte.“ Am ausführlichſten aber ſpricht er über die Wertherſtimmung in Wahrheit und Dichtung. „Jener Ekel vor dem Leben [d. h. Selbſtmordneigung ohne Noth] hat ſeine phyſiſchen und ſeine ſittlichen Urſachen: jene wollen wir dem Arzt, dieſe dem Moraliſten zu erforſchen überlaſſen und bei einer ſo oft durchgearbeiteten Materie nur den Hauptpunkt beachten, wo ſich jene Erſcheinung am Deutlichſten ausſpricht.“ Er ſetzt nun auseinander, das Behagen am Leben beruhe eigentlich auf der periodiſchen Wiederkehr der Dinge, werde der Wechſel der Tages- und Jahreszeiten u. ſ. w. einem zuwider, „dann tritt das größte Uebel, die ſchwerſte Krankheit ein; man betrachtet das Leben als eine ekel-

hafte Last." Als Ursachen dieses Ueberdrußes nennt Goethe die Wiederkehr der Liebe, als wodurch dieser das Merkmal des Ewigen genommen werde, den Wechsel des Moralischen, als Gunst und Neigung, die Wiederkehr der eigenen Fehler, deren Nothwendigkeit der Jüngling nicht begreife. Außer diesen allgemein-menschlichen Motiven nennt Goethe bestimmte Zeitumstände, nemlich den Einfluß der melancholischen englischen Literatur und die Unzufriedenheit mit dem engen, langweiligen, bürgerlichen Leben. „In einem solchen Element, bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, nur in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin." Ich kann nicht sagen, daß mich diese Erörterung sehr befriedige. Die Antithese, daß der Wechsel der natürlichen Dinge Grundlage des Behagens, der Wechsel im Moralischen Grundlage des Ueberdrußes sei, ist doch recht künstlich.

Unter den Neueren hat sich besonders Bielschowsky mit der zu Selbstmordgedanken führenden Verstimmung des jungen Goethe beschäftigt. Außer den von Goethe selbst erwähnten Umständen nennt er mehr persönliche Mißverhältnisse, die Zerwürfnisse mit dem Vater, das

Gefühl, allein und unverſtanden zu ſein, allgemeiner die Fauſtgefühle, das Ungenügen an Kunſtbeſtrebungen, die Enge und Mattigkeit des bürgerlichen Lebens gerade in Frankfurt, die Abneigung gegen die Rechtsgeſchäfte, die unglückliche Liebe. Ich ſollte meinen, die perſönlichen Beziehungen wollen nicht allzuviel heißen. Gewiß mag man die perſönlichen und die Zeit-Umſtände als Hülfsurſachen herbeiziehen, aber die Hauptſache ſteckt denn doch tiefer. Das Taedium vitae der Jugend iſt offenbar eine Erſcheinung aller Zeiten und der verſchiedenſten Völker. Der junge Buddha ſah, daß nichts Beſtand habe, und er verneinte das Leben. Der junge Schopenhauer ſchrieb das 4. Buch von Wille und Vorſtellung. Wie viele junge Männer mögen in den reichlich 2000 Jahren, die zwiſchen Buddha und Schopenhauer liegen, eine ähnliche Noth durchgemacht haben! Man könnte ſagen, daß es eben hochbegabten Menſchen eigen ſei, den Zwieſpalt zwiſchen dem Ideal und der relativen Nichtigkeit der Welt beſonders ſchmerzlich zu empfinden und dies am meiſten dann, wenn er ſich ihnen zum erſten Male aufthut. Daran iſt ſicher etwas Wahres. Der unbedeutende Menſch hat mit dem Taedium vitae, von dem hier die Rede iſt, nicht viel zu thun. Aber wenn jene Erkenntniß die Hauptſache wäre, ſo müßten doch die von ihr abhängende peſſimiſtiſche Auffaſſung und die melancholiſche Stimmung im Laufe des Lebens feſtgehalten, ja in mancher Hinſicht verſchärft werden. Das iſt aber nicht der Fall. In der Theorie zwar kann man Peſſimiſt bleiben, aber ein Gefühls-Peſſimiſt iſt eigentlich nur der

junge Menſch. Je älter man wird, um ſo mehr hängt man am Leben. Das Taedium vitae der Alterskrankheit Melancholie hat mit dem hier beſprochenen Taedium vitae nichts gemein, dieſes iſt ein Merkmal der Lebensfülle, jenes iſt der Ausdruck des Zuſammenbruches der perſönlichen Lebenskraft. Bleibt der alte Menſch von der Melancholie verſchont, ſo iſt er ſeinem Gefühle nach kein Peſſimiſt. Der alte Koheleth war trotz ſeines „Alles iſt ganz eitel“ im Grunde ein Epicuräer. Der alte Schopenhauer war es in gewiſſem Sinne auch. Man wird den Lebensüberdruß der Jugend pſychologiſch nicht vollſtändig erklären können. Es ſteckt etwas Organiſches darin. Das fühlt ja auch Goethe, der das Phyſiſche bei der Sache dem Arzte überlaſſen will. Wenn nur der Arzt etwas Rechtes wüßte! Das Thatſächliche iſt, daß hervorragende Menſchen nicht ſelten in ihrer Jugend eine Zeit des Lebensüberdruſſes durchzumachen haben und daß, wenn der Selbſtmord vermieden wird, dieſe Stimmung ſpäter von ſelbſt aufhört. Daraus, daß die Sache unter den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen im weſentlichen dieſelbe iſt, kann man darauf ſchließen, daß ihre Urſache im Menſchen ſelbſt liegt, daraus, daß ſie beim Durchſchnittsmenſchen fehlt, darauf, daß ſie in innerer Beziehung zu der einſeitigen Gehirnentwickelung ſteht, ein Theil der Abnormität iſt, die das Genie darſtellt, ſozuſagen die ihm eigene Jugendkrankheit.

Die widerwärtige und dumme Lehre, daß die Hauptſache für den Menſchen das „Milieu“ ſei, iſt natürlich Goethe fremd, trotzdem ſcheint er mir den zufälligen

Umständen zuviel Gewicht beizulegen. Fast an jedem Orte und zu jeder Zeit werden sich Umstände auffinden lassen, die man zu Ursachen des Lebensüberdrusses machen kann. In unserer Zeit könnten z. B. die materialistische Weltauffassung, die politisch-sociale Zerrissenheit, die Ueberfüllung vieler Berufe, die Strenge der Prüfungen und vieles andere angeschuldigt werden. In den alten Zeiten konnten die Kriegsnöthe, der harte Druck der Herrschaft, die religiösen Verfolgungen dieselbe Rolle spielen u. s. f. Das Wesentliche ist eben das, daß der normale Mensch in guten und in schlechten Zeiten am Leben festhält, daß die erste Bedingung des Taedium vitae in des Menschen Innerem, in einer mitgebrachten abnormen Beschaffenheit liegt. Alle von Goethe betonten Umstände sind nur Gelegenheitursachen. Der Einfluß der englischen Literatur war doch vielfältig. Goethe selbst sagte später, daß Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwickelung durch hohe wohlwollende Ironie, Billigkeit und Sanftmuth bei allem Wechsel ihn aufs löblichste erzogen haben. Gewiß haben Hamlet und Ossian die ihnen zugeschriebene Bedeutung gehabt, aber dafür haben wir unsere pessimistische Literatur. Das bürgerliche Leben ist in gewissem Sinne immer langweilig. Dafür, daß in Goethes Jugendzeit seine Bedingungen besonders drückend gewesen wären, liegt gar kein Beweis vor. Im Gegentheile war es eigentlich eine heitere, freundliche, hoffnungsfreudige Zeit, in der die Gegensätze mehr als sonst gemildert waren und jedem Tüchtigen der Weg offen war. Goethe erkennt dies ja an andern Orten

ausdrücklich an. Niemand ahnte damals die Unmasse des Hasses, die Widerwärtigkeit des politischen Treibens in unserer Zeit.

Aber auch die von Bielschowsky herangezogenen persönlichen Verhältnisse Goethes scheinen mir hier nicht in Betracht zu kommen. Die häuslichen Spannungen nahm Goethe offenbar nicht allzu ernst; die Zukunft eines Frankfurter Rechtsanwaltes mochte ihn nicht locken, aber er war ja nicht gebunden; von Unbefriedigung in seinen künstlerischen Bestrebungen kann man am Beginne der Laufbahn nicht reden. Die einzige stichhaltige Gelegenheitursache ist die hoffnungslose Neigung zu Lotten. Jedoch Goethe selbst nennt sie, sowohl wenn er von sich, als wenn er von Werther spricht, nur als eins unter anderen. Mit den Faustgefühlen hat es ja seine Richtigkeit, aber sie sind Symptom, nicht Ursache.

Etwas auffallend ist, daß in den Briefen aus der Jugendzeit die pessimistischen Gedanken und der Lebensüberdruß sich viel weniger bemerklich machen, als bei der retrospectiven Betrachtung. Abgesehen von der Erwähnung der „hängerlichen Gedanken" auf dem Canapé kommt eigentlich nur eine Stelle aus einem Briefe an Kestner in Betracht: „Werther muß — muß sein! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch — und anderen — eingewoben ist — Wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke, bist also nicht Albert — Und also —" Man muß wohl annehmen, daß der junge Goethe seine Verstimmung mit richtigem Gefühle geheim gehalten habe

und daß es ſich nicht um eine dauernde Verſtimmung gehandelt habe, ſondern um Anfälle von Mißmuth, zwiſchen denen alle anderen Stimmungen Platz hatten. In Erinnerung an den Kaiſer Otho wählte Goethe einen ſcharfen Dolch aus und verſuchte vor dem Einſchlafen, ob er die Willenskraft habe, ihn langſam in die Bruſt einzuſenken. Wie oft er es gethan hat, ſagt er nicht. „Da dieſes aber niemals gelingen wollte, ſo lachte ich mich zuletzt ſelbſt aus, warf alle hypochondriſchen Fratzen hinweg und beſchloß zu leben.“ Bekanntlich ſieht Goethe in dem Niederſchreiben des Werther, den er nach langer innerer Vorbereitung in vier Wochen „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich“ abgefaßt hat, die endgültige Katharſis von Peſſimismus und Taedium vitae. Das iſt gewiß ebenſo richtig wie das, daß Goethe im Werther einen Höhepunkt ſeines dichteriſchen Schaffens erreicht hat, daß das ergreifendſte Geſchenk ſeiner Muſe eben aus der krankhaften Verſtimmung heraus gegeben wurde.

Mit der Wertherſtimmung war das geiſtige Fieber nicht erloſchen, das das Aufblühen des Dichtergeiſtes begleitete. Langſam nahm dieſes in den nächſten Jahren ab. Immer von neuem flackerte es auf. Die Liebe zu Lili und die aus ihr erwachſenden Aufregungen ſteigerten die Unruhe. Aber allmählich glätten ſich die Wogen, immer ſtetiger wird ihr Schlag und an die Stelle des Brodelns und Raſens tritt das majeſtätiſche Rollen der oceaniſchen Wellen. Goethe ſelbſt empfand dieſe Beruhigung als Wohlthat. Wie alle Einwirkungen auf den Erregten die Erregung ſteigern, ſo ſucht der beruhigte

Geiſt das ihm Gemäße auf. Dann glaubt man wohl, der äußeren Einwirkung die Beruhigung zuſchreiben zu ſollen, die eben Urſache davon war, daß dieſe Einwirkung möglich wurde. „Wie man zu ſagen pflegt, daß kein Unglück allein komme, ſo läßt ſich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicherweiſe beſchaffen ſei, ja auch mit anderen Umſtänden, die ſich auf eine harmoniſche Weiſe um uns verſammeln; es ſey nun, daß ein Schickſal dergleichen auf uns lege, oder daß der Menſch die Kraft habe, das was zuſammengehört, an ſich heranzuziehen. Wenigſtens machte ich diesmal die Erfahrung, das alles übereinſtimmte, um einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen.“ Aus Spinoza wehte ihn Friedensluft an. Er empfand ſich dabei als ein Stück der nach feſten Geſetzen lebenden Natur. Beſonders aber erſchien ihm die dichteriſche Thätigkeit als eine in ihm waltende Naturkraft. Goethe ſchildert hier in bemerkenswerther Weiſe, wie zu jener Zeit ſeine Gedichte ihm ſozuſagen ohne ſein Zuthun, fertig vom Unbewußten geliefert wurden. „Aber am freudigſten und reichlichſten trat ſie [die Ausübung der Dichtergabe] unwillkürlich, ja wider Willen hervor.“ Man könnte alſo von einem „Zwangsdichten“ ſprechen. Beim Erwachen in der Nacht fiel ihm ein Liedchen ein, und um es nicht wieder zu verlieren, rannte er an den Pult und ſchrieb, ohne nur den Bogen gerade zu rücken, das Gedicht von Anfang zu Ende in der Diagonale herunter. „In eben dieſem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleiſtift, welcher williger die Züge hergab: denn es war mir einigemal

Objectes bedurfte. Dieſes Thun, die Arbeit am Herzog und am Staat und die Naturbetrachtung waren die wichtigſten Förderungen ſeiner Entwickelung. Man muß anerkennen, daß die äußeren Bedingungen außerordentlich günſtig waren, die Hauptſache bleibt aber doch die dem Individuum Goethe eigene Entwickelung aus inneren Geſetzen. Gewiß kann die Roſe ohne Sonne und Regen nicht blühen, aber die Roſen entfalten ſich doch nur auf einem Roſenſtrauche.

In Goethes Mannesalter erſcheint zunächſt das Pathologiſche als minimal. Seine Leidenſchaftlichkeit bleibt zwar und führt gelegentlich zu Ausbrüchen, aber ſie herrſcht nicht. Für uns iſt die Leichtigkeit, mit der auch der Mann Goethe weint, recht auffallend. Beim Nachdenken über Wilhelm Meiſter z. B. weint Goethe „bitterlich", über den 5. Act der Iphigenie weint er „wie ein Kind". Nun iſt die Neigung zum Weinen nicht Goethe allein, ſondern vielen ſeiner Zeitgenoſſen eigen. Ich muß geſtehen, daß ich dieſe Thatſache nicht recht verſtehe. Das Weinen iſt doch nicht eine Sache des Willens und kann doch nicht von der Mode abhängen. Wie kommt es, daß vor 100 Jahren Männer bei Gelegenheiten weinten, bei denen jetzt auch der Weichmüthigſte keine Thräne vergießt?

Sieht man jedoch genauer zu, ſo findet man, daß der klare ruhige Mann Goethe eigenthümlichen Schwankungen von Zeit zu Zeit unterworfen war, die man als Wiederkehr der jugendlichen Erregung bezeichnen kann. Daß in der dichteriſchen Erregung etwas Pathologiſches ſtecke,

oder doch, daß sie mit pathologischen Zuständen verwandt sei, ihnen parallel gehe, das ergiebt sich auch aus ihrem periodischen Charakter. Der periodische Charakter überhaupt ist vielen Lebensvorgängen eigen und dies hängt offenbar mit den periodischen Vorgängen im Leben der Erde, d. h. dem Wechsel der Tages-, Monat- und Jahreszeiten zusammen. Aber das Periodische ist auch im Pathologischen wichtig, sowohl im mehr körperlichen Gebiete (z. B. denke man an die Anfälle von Migräne, von Epilepsie), als auch im seelischen. Gerade die leichteren, man könnte auch sagen feineren, höherstehenden Formen geistiger Störungen treten vorwiegend periodisch auf, oder richtiger intermittirend, denn von einer regelmäßigen Wiederkehr ist nur bei der Minderzahl die Rede. Man spricht von einer Folie circulaire, bei der sich Zeiten der Erregung und Zeiten der Depression regelmäßig ablösen. Viel häufiger sind die unregelmäßig wiederkehrenden Zustände der Erregung oder der Depression. Hierher gehören nicht nur die in den Irrenanstalten zu beobachtenden Fälle von periodischer, rectius intermittirender Manie oder Melancholie, sondern auch sehr viele Fälle, die man zur Nervosität zu rechnen pflegt. Die Sache stellt sich dann so dar, daß ein nervöser Mensch von Zeit zu Zeit durch Wochen oder Monate anders als sonst erscheint; bald fühlt er sich traurig verstimmt, schwach, muthlos, hypochondrisch u. s. f., oder er ist heiterer, zuversichtlicher, unternehmender, lebhafter, zu Affecten geneigter als in seinem normalen Zustande. Der erste Anfall zeigt sich gewöhnlich in der Jugendzeit, die späteren Anfälle können länger oder kürzer sein,

annähernd regelmäßig, oder in ganz verſchiedenen, zuweilen recht großen Abſtänden wiederkehren, faſt immer aber bleibt der Charakter des krankhaften Zuſtandes derſelbe, entweder handelt es ſich um Depreſſion, oder um Erregung, oder um eine Combination beider. Der Anfall kommt ohne nachweisbare Urſachen, trotzt aller Behandlung und hört, wenn ſeine Zeit um iſt, von ſelbſt auf.

Es iſt unverkennbar, daß die Zuſtände dichteriſcher Erregung dem eben ſkizzirten Typus entſprechen. Den erſten Erregungzuſtand Goethes, der in Frankfurt begann, in Weimar endete, habe ich ſchon beſprochen. Ihm folgte die lange Zeit zunehmender Klarheit und Stille. Inwieweit kürzere Perioden der Erregung eingeſchoben ſind, das läßt ſich ſchwer beurtheilen, doch iſt die Thatſache recht wahrſcheinlich. Im Weiteren müſſen wir uns an zwei Merkmale halten, die Wiederkehr der „Herzenspoeſie“ und die erotiſcher Erregung; beides hängt auf's Engſte zuſammen. Demnach iſt es unverkennbar, daß beim zweiten römiſchen Aufenthalte eine neue Erregung beginnt und in Weimar eine Zeit lang fortdauert; die ſchöne Mailänderin u. ſ. w., Chriſtiane Vulpius; die römiſchen Elegien und verwandte Gedichte. Unſicherer iſt es, ob man die Jahre 1796—97 (Balladen, Hermann und Dorothea) hier zu nennen hat; ein neuer „Dichterfrühling“ war es ja, aber auf jeden Fall blieb die Erregung in mäßigen Grenzen und Goethe ſelbſt hatte wohl nicht das Gefühl des Hingeriſſenſeins*). Von 1798—1807

*) In einem Geſpräche mit Soret ſagte Goethe, er habe die Balladen niedergeſchrieben, weil Schiller immer etwas für die

ist nichts von organischer Erregung zu verspüren, vielmehr deutet die Neigung zum Aesthetisiren, Antikisiren und zur Naturwissenschaft auf eine gewisse Trockenheit hin. Aber 1807—8 tritt eine „Verjüngung" ein: Minchen Herzlieb, Silvia von Ziegesar, Sonnette, Wahlverwandtschaften. Dann ähneln Stimmung und Beschäftigung wieder der Zeit vorher. Erst 1814 kehrt der Frühling zurück und diese Divan-Periode überzeugt uns ganz besonders davon, daß es sich hier nicht um zufälligen Wechsel handelt, daß vielmehr ein organischer Proceß zu Grunde liegt. Die Biographen Goethes suchen die eigenthümliche Veränderung des 65 jährigen Mannes psychologisch zu erklären. Ich will alle ihre Gründe: Anregung durch „Dichtung und Wahrheit" u. s. w., gelten lassen, aber sie reichen nicht aus. Es ist, als ob ein poetischer Springquell sich ergösse, am 21. Juni 1814 schreibt Goethe das erste Divan-Lied, am Ende August sind schon 30 „Gedichte an Hafis" vorhanden. Die Quelle sprudelt fort, am Ende Mai 1815 ist das erste Hundert der Gedichte vollendet. Dann folgt die Liebe zu Marianne von Willemer und in den Suleika-Liedern erreicht Goethe eine neue Höhe. Alle die fröstelnde Poesie im antiken Gewande hat das Volk kalt gelassen, die Lieder aber aus den Zeiten

Horen brauchte. Er habe es ungern gethan, da er die Gegenstände längst als angenehme Träume in sich gehegt habe. „Zu anderen Zeiten, fuhr er fort, ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, sodaß ich sie auf der Stelle instinctmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte."

der Erregung leben heute noch. Goethe ſelbſt fühlte ganz deutlich, daß das Dichten ihn ankam wie ein Fieber, daß er zur gegebenen Zeit dichten mußte, daß nach Ablauf der Erregung die Liederquelle vertrocknet war. Er ſagt: „Die Lieder des Divan haben gar kein Verhältniß zu mir. Sowohl was darin orientaliſch, als was darin leidenſchaftlich iſt, hat aufgehört in mir fortzuleben; es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben". Verwandte Aeßerungen findet man an verſchiedenen Stellen. Zu Eckermann ſagt er z. B.: „Als mich vor zehn, zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des Divan in ihrer Gewalt hatten, war ich productiv genug, um oft in einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gaſthof, es war mir alles gleich. Jeßt, am zweiten Theil meines Fauſt kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten u. ſ. w." Es liegt natürlich nahe, zu ſagen, ja, die Liebe rief die Lieder hervor; weil Goethe dies und dies Weib kennen lernte, ergoß er ſeine Gefühle in die Lieder. Indeſſen trifft der Einwurf nicht das Rechte. Hübſche junge Mädchen und Frauen hat Goethe immer in ſeiner Nähe gehabt. Aber er verliebte ſich nur, wenn die Zeit gekommen war. Dann aber brauchte die Erwählte keine hervorragenden Eigenſchaften zu haben. Minchen Herzlieb z. B. ſcheint ſo wenig den Erforderniſſen entſprochen zu haben, die man bei der Liebe des Dichters annimmt, daß ſehr nahe ſtehende Perſonen nie an eine Neigung Goethes zu ihr geglaubt haben. Ferner ſchenkte Goethe

gewöhnlich seine Neigung einigen weiblichen Personen; fast alle, die sich seiner Liebe erfreut haben, bilden Gruppen. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.“ Lotte Buff und Maximiliane la Roche, Lili und Frau von Stein, die Mailänderin und Christiane, Minchen Herzlieb und Silvia von Ziegesar bilden solche Paare; bei der Stein und bei Christiane erstreckte sich die Neigung über viele Jahre, aber entstanden war das Verhältniß doch in der Erregung. (Geradezu räthselhaft ist es, daß Goethe am 5. März 1830 zu Soret sagen konnte: „Sie [Lili] war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.“) Der deutlichste Beweis aber dafür, daß nicht die schon individualisirte Liebe Ursache der poetischen Thätigkeit war, bietet uns die Entstehung des Divan. Unvermuthet fängt die Quelle der Lieder an zu fließen, die Erregung und mit ihr das allgemeine Liebesgefühl ist schon vorhanden, ehe Goethe der Marianne v. Willemer näher tritt; diese wird Object der Liebe, weil Goethe in dichterischer Erregung war, nicht umgekehrt. Wäre er ihr etwa 1811 statt 1814 begegnet, so hätte sie ihn vielleicht kalt gelassen. Die Wiederkehr erregter Zustände bei Goethe kann kaum periodisch genannt werden, aber es ist bemerkenswerth, daß die Dauer des Zustandes in der Regel ungefähr dieselbe ist, an die zwei Jahre. Auch

die letzte Liebe des greiſen Dichters, die zu Ulrike von Levetzow, der wir die Marienbader Elegie verdanken, ſcheint etwa $1^1/_2$ Jahr gedauert zu haben.*) Daß Goethe ſich ſelbſt recht gut kannte, geht aus einer Aeußerung gegen Eckermann hervor: „Solche Männer und ihresgleichen ſind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtniß hat; ſie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung ſind.“

Wenn ich betone, daß wir den Zeiten der Erregung Goethes viel verdanken, ſo möchte ich doch nicht dahin verſtanden werden, als wollte ich die Erzeugniſſe ſeiner ruhigen Zeiten herabſetzen. An den Verſen der Iphigenie und des Taſſo, an vielen Stücken des ſpäteren Fauſt, am Wilhelm Meiſter und an der Biographie wird ſich jeder Gebildete erfreuen, ja erbauen, aber das Elementariſche, das Hinreißende, das Jeden auf unerklärliche Weiſe Ergreifende, das kommt faſt nur den Erzeugniſſen der dichteriſchen Entzündung zu: das Patho-

*) Ich möchte auch auf eine bemerkenswerthe Stelle im Berichte des Dr. Vogel (über Goethes letzte Krankheit) hinweiſen. Goethe habe in den letzten Jahren darüber geklagt, daß er ſich zu Arbeiten, die ihm ehemals ein Spiel geweſen, häufig zwingen müſſe. „Nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme, und Goethe verſicherte damals oft, er habe ſich zur Geiſtesthätigkeit, zumal in productiver Hinſicht, ſeit dreißig Jahren nicht ſo aufgelegt gefunden. Rühmte Goethe ſeine Productivität, ſo machte mich das ſtets beſorgt, weil die vermehrte Productivität ſeines Geiſtes gewöhnlich mit einer krankhaften Affection ſeiner productiven Organe endigte. Dies war ſo ſehr in der Ordnung, daß mich ſchon im Anfange meiner Bekanntſchaft mit Goethe deſſen Sohn darauf aufmerkſam machte, wie, ſoweit ſeine Erinnerung reiche, ſein Vater nach längerem geiſtigen Produciren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davon getragen habe.“

logiſche iſt Bedingung des Höchſten. Die Inſpiration ſetzt einen veränderten Geiſteszuſtand voraus, der nach Goethes eigener Ausſage dem Schlafwandeln verwandt iſt. Die Willkür kann zu bewunderungswürdiger Schönheit führen, aber das dämoniſch Schöne entſteht unbewußt.

Was ich im Einzelnen über die Perioden der Erregung geſagt habe, bedarf vielleicht mancher Abänderungen. Das Weſentliche aber, daß in Goethes Leben ein nicht durch äußere Umſtände erklärbarer Wechſel zwiſchen ruhigen und erregten Zeiten ſtattfindet und daß die wichtigſten Productionen an die letzteren gebunden ſind, iſt nicht abzuleugnen. Der Einwurf, es handle ſich dabei nur um „Stimmungen", will gar nichts beſagen. Ein ſolcher Stimmungswechſel iſt eben pathologiſch. Die Stimmung des Normalmenſchen muß eine dem Lebensalter folgende ſanfte Curve darſtellen, zeigt die Curve ſchroffe Schwankungen, ſo deutet ſie auf das Pathologiſche. Es iſt ganz dasſelbe wie mit der Wärmecurve: auch der normale Menſch hat beſtimmte, aber geringe Wärmeſchwankungen, wird jedoch eine gewiſſe Höhe überſtiegen, ſo beſteht Fieber, und oft können wir aus mehr oder weniger regelmäßigen Hebungen und Senkungen der Curve ohne weiteres die Art des krankhaften Proceſſes erkennen.

Außer den bisher beſprochenen Zeiten der Erregung mit vermehrter Productivität finden wir in Goethes Leben einen fortwährenden Wechſel der Stimmung; Zeiten der Verſtimmung wechſeln unregelmäßig mit Heiterkeit, tiefgehendes Mißbehagen folgt auf Zeiten

friſcher Kraft. Düntzer hat in ſeinem Leben Goethes dieſe Dinge ſehr gewiſſenhaft verzeichnet.

Das Gebiet des Pathologiſchen wird auch bei der Lehre von den zwei Seelen betreten. Der Ausdruck ſelbſt ſtammt von Goethe und an ſich hat er bei ihm gedacht. Er ſelbſt iſt Fauſt und Mephiſtopheles zugleich, Erregung und Kritik zugleich. Sehr gut ſchildert Herman Grimm dieſes Grundlebensfactum (wie er ſich ausdrückt). „Soviel wir wiſſen, hat Goethe niemals etwas erlebt, das ihn vollſtändig hingenommen hätte. Und wenn er aufs Leidenſchaftlichſte erregt ſcheint, es bleibt ihm ſtets die Kraft übrig, ſich im Momente ſelbſt zu kritiſiren, Erlebniß und nachfolgende Reflexion muß bei ihm ſtets unterſchieden werden. Wenn Goethe an Frau von Stein ſchreibt, getrennt von ihr, einſam, die Feder in der Hand, empfindet er heftiger als neben ihr. Erſt indem er reflectirt, kommt die volle Leidenſchaft zum Ausbruche. Wir haben geſehen, wie ſein Verhältniß zu Lotte erſt dann verſtändlich wird, wenn wir all ſeine Leidenſchaft in die Stunden verlegen, wo er nicht bei ihr iſt.“ Wenn jemand im Stande iſt, jederzeit ſich ſelbſt zu beobachten, ſo iſt er einerſeits ſehr zum „Seelenmaler“ geeignet, andererſeits aber nicht normal. Der natürliche Menſch iſt bei ſeinen Hauptangelegenheiten „mit ganzer Seele“, er giebt ſich hin. Die andauernde Kritik entſpricht einer Hypertrophie des Denkens und gehört zur Nervoſität. Ich habe nervöſe Leute gekannt, die ſich in der Brautnacht ſcharf beobachtet hatten und geneigt waren, gerade im Momente größter Erregung Betrachtungen anzuſtellen,

die beim Tode der nächsten Verwandten neugierig auf ihre Empfindungen waren. Dem Gesunden ist so etwas geradezu unheimlich, er fühlt, daß das nicht mit rechten Dingen zugeht. „In jede Gesellschaft begleitete ihn Mephisto, bei jedem Buche las er, ihm über die Schulter sehend, mit." Jeder höherstehende Mensch wird etwas wissen, von der Spaltung seiner Persönlichkeit in das Positive, Thätige und das Negative, Kritische, aber normal ist die Spaltung nicht; Höherstehen und Pathologischsein gehören zusammen.

3. Auf die körperlichen Krankheiten, die Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens durchmachte, brauche ich nicht näher einzugehen. Sie hingen mit seinem geistigen Zustande kaum zusammen, beeinflußten diesen, wie es scheint nicht. Eine Ausnahme macht nur der Blutsturz im November 1830 insofern, als an ihm der Schmerz über den Tod des Sohnes mitschuldig war.

Goethe ist recht viel krank gewesen. Im Jahre 1780 machte er eine schwere Influenza durch. Später handelte es sich theils um Erkältungskrankheiten [bes. Angina], theils um Nierenkoliken (so wenigstens nahm man an). Besonders in den ersten Monaten des Jahres 1805 waren die Anfälle der Nierenkolik heftig und häufig, sodaß im Februar der Arzt höchst bedenklich war. Im Jahre 1801 hatte Goethe auch eine „Blatter-Rose", richtiger wohl ein Erysipelas faciei et capitis, das ihn in Lebensgefahr brachte, zu überstehen. Er muß dabei stark benommen gewesen sein, da die Erinnerung für 9 Tage unklar blieb. In Eckermanns Gesprächen sagt Riemer: „Aber ich er-

innere mich, daß Sie [Goethe] im erſten Jahre nach meiner Ankunft ſchwer krank waren und in Ihrem Phantaſiren mit einemmale die ſchönſten Verſe über denſelbigen Gegenſtand [die Höllenfahrt Chriſti] recitirten. Es waren dies ohne Zweifel Erinnerungen aus jenem Gedicht Ihrer frühen Jugend". Riemer ſoll 1803 Hauslehrer bei Goethe geworden ſein, man verſteht demnach die Zeitbeſtimmung nicht recht, da 1804 eine ſchwere Krankheit Goethe nicht betraf. Es muß ſich um die Krankheit von 1801 handeln. Dieſe beſchreibt auch Frau von Stein. Man wird aber ihren Bericht mit einiger Vorſicht aufnehmen, wie es bei Berichten von Damen über Beobachtetes immer ſein muß. Am 12. Jan. 1801 ſchreibt ſie: „Es iſt ein Krampfhuſten und zugleich die Blatterroſe; er kann in kein Bett und muß immer in einer ſtehenden Stellung erhalten werden; ſonſt will er erſticken. Der Hals iſt verſchwollen, ſo wie das Geſicht, und voller Blaſen inwendig; ſein linkes Auge iſt ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus; oft phantaſirt er, man fürchtete eine Entzündung im Gehirn, ließ ihm zur Ader, gab ihm Senffußbäder, darauf bekam er geſchwollene Füße und ſchien etwas beſſer." Am 14. ſchreibt ſie: „Mit Goethe geht es beſſer; doch muß der 21. Tag vorüber ſein, bis dahin könnte ihm noch etwas zuſtoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwergfell geſchadet hat. Geſtern hat er mit großem Appetit Suppe gegeſſen, die ich ihm geſchickt habe. Mit ſeinem Auge ſoll es auch beſſer gehen; nur iſt er ſehr

traurig und ſoll 3 Stunden geweint haben; beſonders weint er, wenn er den Auguſt ſieht."

Am 17. Februar 1823 war Goethe von „einer Entzündung des Herzbeutels" befallen worden. Es heißt: „Am 17. Februar befiel ihn eine Entzündung des Herzbeutels, und wahrſcheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu ſich noch eine Entzündung der Pleura geſellte, die ihn im Verlaufe der nächſten Woche an den Rand des Grabes brachte. Der 24. Februar war der Tag der Entſcheidung." Die Aerzte befürchteten das Schlimmſte. Er ſelbſt ſagte zu ihnen am 25.: „Probiert nur immer, der Tod ſteht in allen Ecken und breitet die Arme nach mir aus, aber laßt Euch nicht ſtören." Am Tage darauf trat die Beſſerung ein. Goethe erholte ſich ſehr raſch, ſcherzte mit den Aerzten und pries die Wirkungen des Arnica-Extractes. Am 26. Februar ſchrieb der Sohn: „Wir hoffen, die ſtarke und gute Natur des Vaters, welche ihn in ſeinem hohen Alter dieſe bedeutende Krankheit überſtehen ließ, werde auch die etwaigen Folgen (Waſſerſucht, wovon ſich bedenkliche Vorboten zeigten) überwinden helfen." Inwieweit die Diagnoſe gerechtfertigt war, das muß man dahingeſtellt ſein laſſen. Das Gleiche gilt von einem im December des gleichen Jahres auftretenden „Bruſtfieber". Im November erkrankte Goethe an einem quälenden Huſten, der ihm das Reden erſchwerte und mit Schmerzen in der Herzgegend verbunden war. In der 2. Hälfte des Monats wurde der Zuſtand ſchlechter, man befürchtete „Bruſtwaſſerſucht". Goethe erholte ſich auch diesmal raſch, „ſeine Geneſung

ſozuſagen befehligend.“ Am 14. December war er ganz munter. Nach dieſer Krankheit (vielleicht handelte es ſich beidemale um linkſeitige Pleuritis) erſchien Goethe als deutlich gealtert. Er blieb ſeitdem viel zu Haus, verließ oft lange ſein Zimmer nicht und war gegen die Schwankungen der Witterung ſehr empfindlich. Auch Verdauungsbeſchwerden machten ihm oft Noth. Er ſagte zu Eckermann: „Es iſt unglaublich, wie viel der Geiſt zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beſchwerden des Unterleibes, allein der geiſtige Wille und die Kräfte des oberen Theils halten mich im Gange. Der Geiſt muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerſtande leichter als bei tiefem; da ich nun dieſes weiß, ſo ſuche ich bei tiefem Barometer durch größere Anſtrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben und es gelingt mir.“ Dr. Vogel beſtätigt die Häufigkeit der Verdauungſtörungen und meint, Goethe habe eben oft zu viel gegeſſen und Diätfehler begangen. Im Jahre 1829 hatte Goethe eine Augenentzündung, die ihn längere Zeit am Leſen hinderte. Die Angabe, daß Vogel „mir nicht geſtatten will, vor 4—5 Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Verſuchung zu führen,“ beruht natürlich auf falſcher Auffaſſung.

Mitte November 1830 erfuhr Goethe, daß ſein Sohn in Rom geſtorben ſei. Er nahm die Nachricht gefaßt entgegen und verſchloß den Kummer in ſich, ſprach kein Wort darüber. Wie er am 10. December an Zelter ſchreibt, drückte ihn das Außenbleiben des Sohnes heftig und widerwärtig. Er arbeitete mit Gewalt am 4. Bande von Wahrheit und Dichtung. „Soweit nun bracht' ich's in 14 Tagen,

und es möchte wohl kein Zweifel ſein, daß der unterdrückte Schmerz und eine ſo gewaltſame Geiſtesanſtrengung jene Exploſion, wozu ſich der Körper disponirt finden mochte, dürften verurſacht haben. Plötzlich, nachdem keine entſchiedene Andeutung, noch irgend ein drohendes Symptom vorausging, riß ein Gefäß in der Lunge und der Blutauswurf war ſo ſtark, daß das Schlimmſte zu erwarten war, daß, wäre nicht gleich und kunſtgemäße Hülfe zu erhalten geweſen, hier wohl die ultima linea rerum ſich würde hingezogen haben." Auch Eckermann berichtet über dieſen Zufall (am 30. November 1830). „Goethe ſetzte uns vorigen Freitag [den 26. November] in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutſturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet [das war offenbar die kunſtgemäße Hülfe], ſechs Pfund Blut, welches bei ſeinem achtzigjährigen Alter viel ſagen will. Die große Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Hofrath Vogel, verbunden mit ſeiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal geſiegt, ſodaß er mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegengeht, ſchon wieder den beſten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder ſchläft."

Die Angabe, daß Goethe ſechs Pfund Blut verloren habe, dürfte übertrieben ſein, denn das ginge an die Grenze der Verblutung und die raſche Erholung des Greiſes würde nicht verſtändlich ſein. Blutverluſte werden gewöhnlich überſchätzt, theils wegen der Aufregung der Leute, theils wegen der ſtarken Färbekraft des Blutes, die Waſſer und etwas Blut in einem Gefäße als reines

Blut erſcheinen läßt. Vogel ſagt denn auch nur, bei dem „Lungenblutſturze“ ſeien etwa 2 Pfund Blut durch Aderläſſe entzogen worden, „nachdem ſchon zuvor das bis zum Erſticken ſtromweiſe aus den geborſtenen, bedeutenden Blutgefäßen durch den Mund fließende Blut ein tiefes und weites Waſchbecken halb angefüllt hatte.“ Vor dem Aderlaſſe habe der Puls nur 50 mal in der Minute geſchlagen und „eine wahre Holzhärte“ gezeigt.

Woher kam das Blut? Wir ſtehen hier wieder vor ähnlichen Schwierigkeiten wie bei der Leipziger Blutung. Es kann ſich, wie damals ſchon bemerkt wurde, um eine Blutung aus dem alten Krankheit-Herde in der Lunge handeln. Unmöglich iſt auch diesmal die Annahme von Varicen der Speiſeröhre nicht. In beiden Fällen würden beide Blutungen urſächlich verknüpft ſein. Daß ein altes Magengeſchwür, oder deſſen Narbe zu einer neuen Blutung Anlaß gäbe, iſt nicht recht wahrſcheinlich bei der Länge der Zwiſchenzeit und bei der Angabe, daß der Appetit ſofort wieder vortrefflich geweſen ſei.

Daß die Aufregung und die Blutung zufällig zuſammengetroffen ſeien, wird man nicht annehmen dürfen, vielmehr ſcheint Goethes Anſicht über den Zuſammenhang ganz zutreffend zu ſein. Wir ſehen hier wieder, wie mächtig Gemüthsbewegungen auf Goethe wirkten, und verſtehen ſeine Angſt vor traurigen Nachrichten und Eindrücken überhaupt. Andererſeits bewundern wir die Stärke ſeiner Natur und ſeines Willens, vermöge der er trotz aller Erſchütterungen aufrecht, arbeitkräftig und heiter blieb. Er hat viel durchmachen müſſen: Der Tod der Eltern

iſt ja das Natürliche, der frühe Tod der Schweſter aber war ſchmerzlich, mehrere Kinder mußte er früh begraben, die Frau ſtarb ihm früh und auf grauſame Weiſe, die jüngeren Freunde, Schiller und der Großherzog, wurden ihm entriſſen, das Aergſte aber war Leben und Tod des Sohnes. „Vorwärts über Gräber!“, ſchrieb er an Zelter.

Bei dem Greiſe Goethe treten manche Eigenſchaften hervor, die der junge Goethe mit einer gewiſſen Verwunderung am eigenen Vater bemerkt hatte: die Neigung zu lehrhaften Geſprächen, eine gewiſſe pädagogiſche Hartnäckigkeit, der Sammeleifer, ein etwas übertrieben ſteifes, würdevolles Weſen. Das letztere betrachtete Goethe ſelbſt als Maske, die er willkürlich vornehme. Aber es ſteckte offenbar tiefer, als er ſelbſt meinte. Ueber die letzten Jahre hat Vogel eingehende Mittheilungen gemacht. Er nennt von Gebrechen des Alters: Steifheit der Glieder, Mangel an Gedächtniß für die nächſte Vergangenheit, zuweilen beobachtete Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit ſchnell zu überſehen, Schwerhörigkeit. Geſicht, Geruch, Geſchmack und Gefühl ſeien bis zum Tode ſehr fein und ſcharf geblieben. Goethe hatte nie Kopfſchmerzen, er erfreute ſich eines guten Schlafes. Gewöhnlich ſchlummerte er den Tag über einigemal auf kurze Zeit und dann abends von 9 Uhr, an, ohne leicht vor fünf Uhr wieder munter zu werden. Habe er den Kopf voll gehabt, ſo ſei er zuweilen nachts erwacht und habe dann ſeinen Gedanken nachgehangen. Schlechter Schlaf ohne ſolche Veranlaſſung habe ihn ungehalten gemacht und dann habe es ſich meiſt um Stuhlver-

ſtopfung gehandelt. Von Arzneimitteln habe Goethe das Bilſenkraut-Extract geliebt, weil es ihm erquicklichen Schlaf mit ergötzlichen Träumen verſchaffte. Er ſcheint überhaupt viel medicinirt zu haben. Den häufigen Verdauungſtörungen habe man täglich mit Pillen aus Asa foetida, Rharbarber und Jalappenſeife, ſowie durch Clyſtire begegnet. Alle Mittel wirkten ſchon in kleinen Doſen. In den letzten 6 Jahren ſei Goethe geſünder geweſen, weil Vogel ſeinem eigenmächtigen Mediciniren ein Ende gemacht habe. So habe Goethe, weil der Kreuzbrunnen ihm einige male gut bekommen, davon Jahr aus Jahr ein täglich getrunken, im Jahre über 400 Flaſchen. In den letzten Lebensjahren ſeien wegen des Mangels an ausgiebiger Körperbewegung „Vollblütigkeiten, welche ſtarke künſtliche Blutentleerungen, Aderläſſe, von Zeit zu Zeit dringend erheiſchten", eingetreten. Als beſondere Eigenthümlichkeiten Goethes erwähnt Vogel noch, daß Goethe eingeſchloſſene Zimmerluft liebte, wie Schiller den Geruch faulender Aepfel, daß er höchſt reizbar bei Unordnung in ſeinem Zimmer war, z. B. es nicht duldete, wenn ein Buch auf dem Tiſche ſchief lag, daß er es nicht leiden konnte, wenn ein anderer das Licht putzte.

Auf dieſe Weiſe zahlte Goethe dem Alter ſeinen Zoll. Aber wenn man von dieſen kleinen Zügen abſieht, iſt Goethes Greiſenalter die glänzendſte Beweis für die ungeheure Stärke ſeiner Natur. Niemals empfindet man ſo deutlich, welche Fülle des Lebens in dieſem Manne lag, als wenn man die unermüdliche Arbeit, den unerſättlichen Lerneifer des klaren und heiteren Greiſes be-

trachtet. Er war ein Mensch und mußte alt werden, mußte deshalb die geistige Zeugungskraft verlieren und an Gedanke und Wort ebenso das Alter erkennen lassen wie an Haut und Haar, aber trotz alledem brannte in dem Greise ein Feuer, um das ihn jeder Jüngling beneiden könnte. Goethes Faust ist schlechtweg ein Wunder. Der Urfaust stammt aus der Zeit der Gärung; leidenschaftliche Erregung beherrscht ihn, pessimistische Neigungen, ungestümer Wissensdrang in den ersten Scenen, höchste Poesie in den Gretchen-Scenen. Dem Urfaust verdankt der spätere Faust seine Macht über die Geister, durch ihn wird das Stück zum Führer und zum Ideal der Jugend. Erreichen auch die Theile des Faust, die der reife Mann und dann der Greis Goethe geschrieben hat, die hinreißende Gewalt des Jugend-Faustes nicht, so gehören sie doch zu dem Schönsten, was der Menschengeist hervorgebracht hat. Gerade die Beiträge des Greisenalters sind zum größten Theile unschätzbar durch die vollendete Form einerseits, durch Weisheit und Frömmigkeit andererseits. Wann hat ein achtzigjähriger Mann so etwas geschrieben? Psychologisch genommen muß die Verwunderung über die Leistungen des Greises fast noch größer sein als über die des Jünglings.

4. In unablässigem Arbeiten und Lernen überraschte Goethen der Tod. Am 15. März 1832 zog er sich eine Erkältung zu. Am 16. fand ihn Dr. Vogel „einigermaaßen verstört," er wurde durch die Mattigkeit und Trägheit der sonst immer hellen und raschbewegten Augen betroffen. Der Arzt meldete der Großherzogin,

Goethe leide an einem Katarrhalfieber und das Ganze ſei etwas bedenklich. Jedoch befand ſich der Patient in den nächſten Tagen viel beſſer. Goethe pries in einem launigen Sermon den Goldſchwefel, der ihm ſehr wohl gethan habe. Aber in der Nacht vom 19. auf den 20. März trat ein Anfall von Angina pectoris ein: Schmerz in der Bruſt, Athemnoth, heftige Angſt. Als am Morgen der Arzt gerufen wurde, war der Kranke in großer Unruhe, die Angſt trieb ihn in jagender Haſt bald in's Bett, bald auf den Lehnſtuhl, die Zähne klapperten vor Froſt, der Schmerz zwang zum Stöhnen und Schreien, die Geſichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aſchgrau, die Augen tief eingeſunken, trübe, der Blick drückte die gräßlichſte Todesangſt aus, der ganze Körper triefte von Schweiß, der ſchnelle härtliche Puls war ſo raſch, daß er kaum gezählt werden konnte. Nach 1½ Stunde trat Erleichterung ein. Nach dieſem Anfalle hat Goethe nicht mehr gelitten. Er blieb im Lehnſtuhle, war heiter und beſonnen. Das gute Befinden dauerte bis zum 21. März, 11 Uhr vormittags. Der Kranke collabirte dann, wie die Aerzte ſagen, d. h. er wurde unbeſinnlich, die Hände wurden kühl, es trat Schweiß ein, der Puls wurde klein und raſch, es begann in der Bruſt zu raſſeln. Das Sterben dauerte etwa vierundzwanzig Stunden. Goethe ſaß ſtill im Stuhle, das Haupt nach links geneigt, zuweilen ſprach er im Traume, auf Fragen antwortete er mehrmals deutlich. „Er ſchien von den Beſchwerden der Krankheit kaum noch etwas zu empfinden, ſonſt würde er bei der ihm eigenthümlichen Unfähigkeit, körperliche

Uebel mit Geduld zu ertragen, mindeſtens durch unwillkürliche Aeußerungen, ſeine Leiden zu erkennen gegeben haben". Nach Anſicht Vogels hat Goethe kein Vorgefühl des Todes gehabt. Ueber die letzten Stunden giebt Coudray ausführlicher Bericht. Um 9 Uhr früh wurde der Kranke etwas lebhafter, verlangte Waſſer mit Wein, richtete ſich allein auf, faßte das Glas und trank es aus. Er verlangte Licht, hielt aber dann die Hand vor die Augen, ſodaß man ihm ſeinen Augenſchirm aufſetzte. Er rief den Copiſten Zahn, ließ ſich von ihm und dem Diener aufrichten und fragte ſtehend nach dem Datum. Als er hörte, es ſei der 22. März, ſagte er: „Alſo hat der Frühling begonnen und wir können uns dann um ſo eher erholen". Dann ſaß er wieder im Stuhle, hielt die Hand der auf dem Bette ſitzenden Schwiegertochter und phantaſirte. Er ſprach von Farben, von einem Lockenkopfe, verlangte mit der Hand hinweiſend eine Mappe. Als ihm der Diener ein Buch reichte, antwortete er: „Nicht das Buch ſondern die Mappe", auf des Dieners Bemerkung, es ſei keine da: „Nun, ſo war's wohl ein Geſpenſt" [d. h. Nachbild, im Sinne der Farbenlehre]. Um 10 Uhr verlangte er zu eſſen, nahm ein paar Stückchen, trank etwas, beſtellte das Mittagseſſen und für den Sonnabend [d. 24.] Dr. Vogels Lieblingsgericht. Als er jetzt wieder aufgerichtet wurde, ſchwankte er hin und her und mußte gleich wieder niedergeſetzt werden. Er phantaſirte wieder: „Warum hat man Schillers Briefwechſel hier liegen laſſen?" Gleich nachher rief er dem Diener: „Macht doch den Fenſterladen im Schlafgemach

auf, damit mehr Licht herein komme.“ „Dies waren ſeine letzten vernehmlichen Worte (ſagt der damals anweſende Coudray). Abermals einſchlummernd, blieb ſein Geiſt in Thätigkeit, denn er fing nun an, mit dem mittleren Finger ſeiner aufgehobenen rechten Hand in die Luft drei Zeilen zu ſchreiben, welches er bei ſinkender Kraft immer tiefer und zuletzt auf dem ſeine Schenkel bedeckenden Oberbett öfters wiederholte. Den Anfangsbuchſtaben dieſer Schrift erkannten wir für ein großes W, im Uebrigen aber vermochten wir nicht die Züge zu deuten.“ Nach 11 Uhr bemerkte Coudray, daß die Hände blau wurden, die Augen gebrochen waren. Die Athemzüge wurden immer ſeltener und hörten 1/2 1 Uhr auf. Mit Coudrays Bericht ſtimmt der Vogels ganz überein. Die letzten Worte hat dieſer nicht gehört, da er hinausgegangen war. Auch er hat das W erkannt (nur ſoll nach ihm Goethe den rechten Zeigefinger benutzt haben) und „Interpunctionszeichen“. Alle anders lautenden Berichte ſcheinen von Ottilie Goethe ausgegangen zu ſein und müſſen mit der aller größten Vorſicht aufgenommen werden. Das gilt von dem geheimnißvoll klingenden Rufe „Mehr Licht“. Das gilt von den Angaben der Frau von Guſtedt. Dieſe ſagt: Das bekannte Wort „Mehr Licht“ (?) mag er wohl geſagt haben, klar und deutlich aber ſprach er ſeine letzten Worte: „Nun kommt die Wandlung zu höheren Wandlungen.“ Frau v. Guſtedt, die übrigens eine ſehr verſtändige Dame war, kann das nur von Ottilie haben. Sollte der Satz von der Wandlung nicht durch verwandſchaftliche Erregung aus dem in die Luft

geſchriebenen W herausgedeutet ſein? Daß „die Angehörigen“ etwas ſtark erregt waren, geht auch aus den Ausſagen der Frau v. Guſtedt hervor, ſie hätten Trauermuſik ohne eine nachweisbare Urſache gehört und in der Zeit nach dem Tode wäre es mittags im Parkgarten nicht geheuer geweſen, man hätte dort „eine ſpukhafte Stille, die entſetzliches Angſtgefühl erzeugte“, beobachtet. Frau von Guſtedt ſelbſt hat nichts Unheimliches bemerkt. In der Todesanzeige, die Ottilie Goethe verſandte und die Holtei mittheilt, heißt es: Goethe ſei „nach kurzem Krankſeyn am Stickfluſſe in Folge eines nervös gewordenen Katarrhalfiebers“ geſtorben. Wir würden ſagen, er ſtarb, weil bei der letzten katarrhaliſchen Erkrankung ſein Herz erlahmte.

Die Worte Eckermanns über die Schönheit der Leiche ſind bekannt. Auch Vogel ſpricht ſich über Goethes Körper ähnlich aus. Goethe ſei ſtark und wohlgebaut geweſen, habe nur etwas zu kurze Beine gehabt. Die beſten Abbildungen ſeien Rauchs Büſte und Stielers Gemälde.[1]) Der Körper ſei wohlbeleibt geweſen, die Bruſt breit und hoch gewölbt, des Hals rund, die Haut zart und weiß mit durchſchimmernden Venen, an den Unterſchenkeln geringe Varicoſitäten, das Haupt mit ſeidenweichem grauen Haar dicht beſetzt, die Zähne bis zuletzt wohl erhalten.

[1]) Ich habe zwar nicht alle Bildniſſe Goethes geſehen, aber viele, und je mehr ich ſehe, um ſo weniger weiß ich, wie Goethe eigentlich ausgeſehen hat, denn alle ſind verſchieden. Es iſt ein Jammer, daß die Photographie ſo ſpät erfunden worden iſt! Da hört man immer von den Vorzügen der „Kunſt“, die das Porträt ins Ideal erhebt, d. h. auf deutſch: uns eine Miſchung des wirklich Geſehenen mit des Künſtlers Geiſt darbietet. Wie gerne wollten wir auf allen Künſtlergeiſt verzichten, wenn wir nur Ein zuverläſſiges Bild Goethes hätten!

5. In Goethes Nachkommenſchaft erreichte das Pathologiſche eine furchtbare Höhe. Es ſieht aus, als hätten ſich die Dämonen das Glück, das Goethe über das gewöhnliche Menſchenglück hinaus genoſſen hatte, durch das Unglück ſeiner Nachkommen mit Zinſen zurückzahlen laſſen.

Schwer krank und unglücklich war Goethes Sohn. Diejenigen, die in Goethe den Normalmenſchen ſehen, müſſen die Quelle des Uebels in der Mutter ſuchen. Chriſtiane Sophie Vulpius war am 6. Juni 1764 in Weimar geboren als des weimariſchen Amtsarchivars Joh. Friedr. Vulpius Tochter. Der Vater ſoll ein Säufer geweſen und am Alkoholismus geſtorben ſein. Ueber die Mutter erfahren wir nur, daß ſie früh geſtorben iſt. Chriſtiane war genöthigt, ſelbſt für ſich zu ſorgen, und arbeitete als Mädchen in der Blumenfabrik Bertuchs. Goethe verband ſich mit ihr im Jahre 1788. Sie gebar am 25. December 1789 einen Sohn, Auguſt. Es folgten am 14. October 1791 ein todtgeborener Knabe, ein am 24. November 1793 geborenes, am folg. 4. December geſtorbenes Mädchen, ein am 1. November 1795 geborener, am 18. November begrabener Knabe, ein am 18. December 1802 nach ſchwerer Geburt gleich verſchiedenes Mädchen. Ueber Chriſtiane erfahren wir, daß ſie klein, wohlgebildet und ſehr hübſch nach Art eines Bürgermädchens war. Sie war eine außerordentlich tüchtige Hausfrau, gut begabt, nicht ohne geiſtige Intereſſen, ſehr heiter, muthig, tanzluſtig. Sie iſt viel geſchmäht worden, die Damen von Weimar haben ihr ganzes Gift gegen ſie verſpritzt und es iſt für Chriſtiane das beſte Zeugniß,

daß der Weiberhaß, außer der später zu erwähnenden Neigung zum Trunke, keine groben Fehler an ihr nachweisen konnte. Abgesehen von allen ausdrücklichen Anerkennungen ist die Thatsache allein, daß Goethe Christianen geliebt und verehrt hat, daß er mit herzlicher Neigung an ihr festgehalten hat, als die sinnliche Erregung längst vorüber war, Beweis, daß Christiane durch vortreffliche Eigenschaften ausgezeichnet war. Goethes Mutter, die am 19. Januar 1795 geschrieben hatte: „küsse den kleinen August und auch deinen Bettschatz!", war, nachdem sie Christiane kennen gelernt hatte, ihres Lobes voll. In ihrem Briefe vom April 1807 heißt es: „Du kannst Gott danken! so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten." Daß sie nach ihrer Verheirathung nicht nur treu und gehorsam wie immer, sondern auch ebenso bescheiden wie früher blieb, das verdient alle Hochachtung. Viehoff sagt: „Es wird berichtet, daß bei Christiane die angeerbte Genußsucht stärker hervorgetreten sei." Sie habe Studenten-Bälle und Bälle geringerer Bürgerklassen besucht und habe sich einem verderblichen Weingenusse hingegeben. Bei diesen Nachrichten weiß man nicht, wieviel davon Klatsch ist. Sie tanzte gern, und da die vornehmen Kreise ihr verschlossen waren, mußte sie eben mit Bürgern und Studenten vorlieb nehmen. Auch das kann sie nicht ohne Goethes Zustimmung gethan haben. Daß sie in ihren späteren Jahren mehr Wein getrunken hat, als gut war, das scheint richtig zu sein. Aber Näheres, wann sie damit angefangen habe und wie weit ihre Neigung gegangen

ſei, erfahren wir nicht. Sicher iſt wohl, daß ſie in ihrer Jugend nicht trank, daß alſo zur Zeit von Auguſts Geburt kein Alkoholismus beſtand. Die Trunkſucht iſt freilich erblich, d. h. es wird die Anlage zu „Suchten“ überhaupt ererbt, das leidenſchaftliche Verlangen nach dem einmal liebgewonnenen Genuſſe und die Unfähigkeit, dem Reize zu widerſtehen. Das Trinken allein macht nicht trunkſüchtig, wenn nicht dieſe Anlage vorhanden iſt: n'est pas alcoolique, qui veut, hat Lasègue geſagt. Offenbar hatte Chriſtiane von ihrem Vater die böſe Anlage geerbt und in dem Alter, in dem Bachus die Venus gern ablöſt, trat wahrſcheinlich das Uebel hervor. Chriſtiane ſtarb früh, mit 52 Jahren. Ueber ihren Tod liegt ein Bericht von Johanna Schopenhauer vor (Brief an E. v. d. Recke vom 25. Juni 1816), der freilich nicht authentiſch iſt. „Der Tod der armen Goethe iſt der furchtbarſte, den ich je nennen hörte. Allein, unter den Händen fühlloſer Krankenwärterinnen iſt ſie, faſt ohne Pflege geſtorben, keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt, ihr eigener Sohn iſt nicht zu bewegen geweſen zu ihr zu gehen, und Goethe ſelbſt wagte es nicht . . . reden konnte ſie nicht, ſie hatte ſich die Zunge durchgebiſſen . . . Ihre Unmäßigkeit in allen Genüſſen zu einer ſehr böſen Periode für unſer Geſchlecht, hatten ihr das fürchterlichſte aller Uebel, die fallende Sucht zugezogen.“ Sind dieſe Angaben richtig, ſo hat Chriſtiane epileptiſche Anfälle gehabt (das „Durchbeißen“ der Zunge, das Andere auf übergroßen Schmerz beziehen, deutet allerdings auf Epilepſie) und man denkt an Alkohol-Epilepſie. Schon

im Winter 1814—15 wird von „Krampfanfällen“ Christianens berichtet; in der Nacht auf den 5. Februar soll sie schon für todt gegolten haben. Freilich könnte es sich auch um sogenannte urämische Anfälle im Verlaufe einer Nierenkrankheit gehandelt haben. Das sei dahingestellt.

Höchst auffallend ist die Sterblichkeit der Kinder Goethes. Sollte sie auf den Alkoholismus der Mutter zu beziehen sein, so müßte diese allerdings recht früh angefangen haben, zu trinken, denn sie war erst 27 Jahre alt, als sie 1791 ein todtes Kind gebar. Mir will die Sache nicht recht einleuchten, wenn ich bedenke, daß die Frau Rath im Jahre 1807 Christiane ein unverdorbenes Gottesgeschöpf nennt, daß in all den Briefen jener Zeit nichts auf Trunksucht deutet. Da Goethe selbst gern reichlich Wein trank, wird er sich gegen Andere in dieser Hinsicht läßlich gezeigt haben, ein betrunkenes Weib aber würde seinen Abscheu erregt haben. Wir kommen in diesen Dingen nicht über Vermuthungen hinaus. Jedoch scheint im Allgemeinen ein Gegensatz zwischen geistiger Productivität und der eigentlichen Reproduction zu bestehen. Wo die eine die Hauptsache ist, da leidet die andere. Beim weiblichen Geschlechte ist die Reproduction das wichtigste Geschäft, die geistige Productivität ist im Allgemeinen fast gleich Null. Wollten wir diese steigern, so würden wir den Zwecken der Natur entgegen arbeiten, wie es die nach „Emancipation“ verlangenden Damen thatsächlich thun. Aber auch beim Manne scheint die Fülle der Geisteskinder der natürlichen Vaterschaft abträglich zu sein.

Auch bei dem Sohne Goethes, der heranwuchs, möchte ich die Quelle des Krankhaften nicht allein in der Mutter ſuchen, ſondern ich denke, daß an ſeinem Elend auch das Genie des Vaters ſchuld war, nicht nur ſo, daß der Sohn den Abſtand ſchmerzlich empfand, ſondern im phyſiologiſchen Sinne.

Es iſt recht ſchwer, von Auguſt Goethe ſich ein Bild zu machen. Der Knabe ſcheint ſich zunächſt ſehr gut entwickelt zu haben, er wird ſchön und begabt genannt. Jedoch ſcheint er früh zu trinken angefangen zu haben, wenn wir der Frau von Stein glauben dürfen. Sie hatte ihn während Goethes Krankheit im Jahre 1801, alſo als 12jährigen Knaben zu ſich genommen. „Der hat indeſſen ſeine Zuflucht zu mir genommen; aber er iſt ſchon gewohnt, ſein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Claſſe ſeiner Mutter 17 Gläſer Champagner-Wein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“ Schon im Jahre 1802 wird von der Neigung Auguſts zum Sammeln von Münzen berichtet, dem Sammel- und Ordnungſinne, der ihm als väterlich-großväterliches Erbtheil durch ſein ganzes Leben treu blieb. Auch die Neigung zum weiblichen Geſchlechte ſoll ſich ſchon früh gezeigt haben. Als Auguſt 1808 zur Univerſität abging, ſoll er ſchon eine Geliebte zurückgelaſſen haben. Später wird von ſeiner Freundſchaft mit Ernſt Schiller berichtet, beide ſollen ein ausſchweifendes Leben geführt haben. Aus den Briefen der früheren Zeit, von Auguſt und über ihn, iſt wenig zu entnehmen. Genauere Angaben liegen erſt über die ſpäteren Jahre

Auguſts vor und auch dieſe laſſen manche Lücken. Die äußeren Daten ſind, daß Auguſt 1812 Aſſeſſor wurde, 1817 ſich mit Ottilie von Pogwiſch verheirathete, mit dieſer in unglücklicher Ehe lebte, als Rath der Großherzogl. Kammer arbeitete, den Vater in ſeinen häuslichen Geſchäften und in der Sorge für die Sammlungen unterſtützte. Am meiſten erfahren wir über ihn von Holtei, deſſen Ausſagen als zuverläſſig erſcheinen, wenn auch ſeine Pragmatik zu wünſchen übrig läßt.

Holtei ſagt, er habe ſich anfänglich durch Auguſts ſchroffes („ich möchte ſagen brutales") Weſen zurückgeſtoßen gefühlt. Später jedoch habe er den guten Kern in ihm erkannt und es ſei zu aufrichtiger Freundſchaft gekommen. „Als wir es waren [Freunde], verhehlte er mir nicht, daß er oft abſichtlich, vorzüglich vor Fremden, darauf ausgehe, als roher Gegner jedes poetiſchen Treibens zu erſcheinen, weil ihm der Gedanke zu fürchterlich ſey, für einen Erben zu gelten, der ſich beſtrebe, Firma und Geſchäft des Vaters fortzuführen." „Auguſt Goethe war kein gewöhnlicher Menſch; auch in ſeinen Ausſchweifungen lag etwas Energiſches; wenn er ſich ihnen hingab, ſchien es weniger aus Schwäche, als vielmehr aus Trotz gegen die ihn umgebenden Formen zu geſchehen. Stirn, Auge, Naſe waren ſchön und bedeutend, machten ſeinen Kopf dem des Vaters ähnlich. Der Mund, mit ſeinen ſinnlich aufgeworfenen Lippen hatte dagegen etwas Gemeines und ſoll an die Abſtammung von weiblicher Seite erinnert haben. Er hielt ſich, ging, ſtand, ſaß, geberdete ſich wie ein feiner Hofmann; ſeine

graziöſe Haltung blieb ſtets unverändert und auch wenn er berauſcht war, wenn er tobte, fiel er nie aus dem Maaße äußerer Schicklichkeit. Er wußte Viel und Mancherlei, nicht nur, daß er, wenn er einmal in's Arbeiten kam, ein ganz tüchtiger Rath an fürſtlicher Kammer ſein konnte, trieb er auch Naturwiſſenſchaften in vielfacher Richtung und hielt namentlich die vom Vater angelegten Sammlungen jeder Gattung in beſter ſcientiviſcher Ordnung. Das Münzkabinet hatte er gleichfalls in ſeinem Verſchluß und wußte genügende hiſtoriſche Auskunft zu geben." Nachdrücklich betont Holtei Auguſts Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Sammeltrieb. Im Stillen freilich ſei er ein eifriger Dichter geweſen. Die von Holtei gegebenen Proben laſſen das bedauern. Auguſt habe große Vorliebe für Humoriſtiſches gehabt. Er habe viele Briefe von Auguſt erhalten. „Leider kann ich von dieſen Briefen wenig oder nichts mittheilen. (Der Alte drückte ſich gegen mich über jene Briefe, die er trotz ihrer faſt unglaublichen Tollheit und cyniſchen Raſerei, ſämmtlich geleſen, mit den Worten aus: Nun, Ihr evacuirt Euch denn recht gehörig!) Aber mitten durch die luſtigſten Briefe, durch die jubelndſten Geſpräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuths, des Verzweifelns an ſich ſelbſt, des Lebensüberdruſſes, die den traurigen Zuſtand des Unſeligen beleuchteten." Dreierlei habe Auguſt zu Grunde gerichtet: 1) das Trinken; er habe oft ſchon am Morgen maſſenweiſe Wein getrunken, 2) Liebesunglück; er habe auf den Wunſch des Vaters hin ſeine Geliebte verlaſſen müſſen und dieſe habe ſich

getödtet, 3) die Kränkung, daß man ihn 1813, als das Machtwort des Vaters ihn hinderte, Freiwilliger zu werden, für einen Feigling gehalten habe. „Und so bereitete sich denn in ihm, nach allen Kämpfen und Krämpfen, eine verbissene Wuth, ein bohrender Groll, ein unmächtiger Trotz gegen die Verhätnisse, gegen sein Geschick, ja gegen sein Glück vor." Aus Trotz habe er sich dann der Vergötterung Napoleons gewidmet. Neben dieser Schwärmerei habe ihn besonders der Gedanke besessen, Weimar zu verlassen und eine große Reise anzutreten. Interessant sind Holteis Bemerkungen über das Verhältniß zwischen Vater und Sohn. August habe kein Geheimniß vor seinem Vater gehabt, habe diesen seinen Beichtiger genannt und habe jeden Morgen ihm alles, was ihm am vergangenen Tage begegnet war, rückhaltlos berichtet. Dies sei so weit gegangen, daß August den Auftrag Holteis, in einer Liebesangelegenheit für ihn zu handeln, deshalb zurückgewiesen habe, weil er die Sache auch vor dem Vater geheim halten sollte. Holtei spricht endlich von der „späteren Zeit, wo er schon körperlich und geistig ganz zerrüttet war", ohne sich näher zu erklären. August habe ihn bei dem letzten Zusammensein „mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft beschenkt, die mir bisweilen Angst einjagten. Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmuth herzzerreißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb im Gegen-

ſatz zu ſonſtigem Thun und Treiben geſpenſtig aus-nahm."

Frau von Guſtedt iſt von Holteis Mittheilungen über Auguſt nicht befriedigt. Jedoch werden dieſe durch das, was ſie ſagt, eigentlich nur beſtätigt. Manches wußte Holtei ſicher beſſer, denn Jenny v. Pappenheim, die nachmalige Frau von Guſtedt, war damals ein junges Mädchen und ſolche erfahren eben manches nicht. Nach Frau v. Guſtedt war Auguſt ein „kluger gutmüthiger Mann", der durch den Vater erdrückt wurde. Goethe habe ſeinen Sohn als Kind zärtlich geliebt, ihn zu ſich genommen und ihm ſeine eigenen Neigungen beibringen wollen. Der Knabe wollte lieber mit Altersgenoſſen verkehren. Goethe wurde ſtreng und Auguſt wandte ſich nun zur Mutter, die ihn verzog, ihm Leckereien und Geld zuſteckte, ihm die Hinterthüre öffnete. Auguſt war ſchön, von Schmeichlern umgeben, er ließ ſich gehen, machte viele Streiche. Er reimte viel, aber ſeine Verſe waren nicht gut. Seinem Hauptwunſche, Weimar verlaſſen zu dürfen, trat Goethe entgegen. Dieſer begünſtigte die Verbindung mit Ottilie von Pogwiſch. Obwohl er eine ganze Anzahl leichtſinniger Verhältniſſe hinter ſich hatte, liebte Auguſt Ottilien, dieſe ſah in ihm hauptſächlich den Sohn Goethes und die Ehe wurde ſehr unglücklich. Auguſt hatte viel „Kneipereien". Als ſeine Söhne geboren waren, liebte er ſie innig und war oft auf den Großvater eiferſüchtig. Ein ſchöner Zug Auguſts war ſeine Freundestreue. Schließlich fühlte er ſich krank an Leib und Seele. „In beſonders trüben Momenten ſagte er ſich: Ich will

nach Rom, um dort zu ſterben.“ Als er abreiſte, ſei der alte Goethe von böſen Ahnungen überwältigt worden. „Ein Grauſen könnte uns erfaſſen (ſchließt Fr. v. Guſtedt) vor dem Herrſcher über uns, wenn wir dies Leben betrachten, denn es ſcheint uns Schickſal — nicht Schuld.“

Nach alledem iſt ſicher, daß Auguſt krank geweſen iſt, aber die Art des krankhaften Zuſtandes iſt ſchwer zu erfaſſen. Er war Trinker, aber einerſeits war ſein Alkoholismus von vornherein Ausdruck der Entartung, ging aus Auguſts pathologiſcher Beſchaffenheit hervor, andererſeits iſt zweifellos das von Holtei entworfene Bild nicht durch den Alkoholismus allein zu erklären. Die pſychologiſche Betrachtung mancher Literaturgeſchichten ſtellt alles auf den Kopf; es heißt: Auguſt fühlte ſich von ſeinem Vater gedrückt, lebte in unglücklicher Ehe, deshalb trank er, deshalb wurde er krank. Nein, weil er krank war, trank er, fühlte ſich vom Vater gedrückt. Wäre die Sache gut gegangen, wäre Auguſt ein ruhiger und tüchtiger Mann geworden, ſo würde es heißen: Des Vaters Name ebnete ihm den Weg, das Glück eines ſo herrlichen Mannes Sohn zu ſein, ließ ihn alles leichter tragen, da ſeine Begabung ihn auf einen practiſchen Beruf hinwies, kam der Vergleich zwiſchen ihm und dem Vater nicht in Betracht u. ſ. f.

Wir finden bei Auguſt Goethes Leidenſchaftlichkeit wieder, das iſt das Urphänomen. Aber das, was den Vater förderte, ſtürzte den Sohn ins Verderben. Denn bei ihm kam die von mütterlicher Seite ererbte Anlage zur Trunkſucht dazu, die bei der Mutter ſelbſt in Verbindung mit einem glücklichen, heiteren Temperament rela-

tiv unſchädlich geweſen war. Denn ihm fehlte der hohe Geiſt des Vaters, er hatte einen guten Durchſchnitts-Intellect von der Mutter und dieſer glich bei ihm einem ſchwächlichen Reiter auf einem wilden Pferde. Dies Mißverhältniß ſeines Weſens ergab die von den Zeitgenoſſen beobachteten Eigenſchaften: Heftigkeit, Unſtetigkeit, Liederlichkeit, düſtern Mißmuth, hohle Rhetorik, ſtürmiſche erfolgloſe Anläufe einerſeits, Gutherzigkeit, aufrichtiges Streben, tüchtige Kenntniſſe andererſeits. Im Laufe der Jahre machten ſich natürlich die Wirkungen des Trinkens mehr und mehr geltend. Auf die Krankhaftigkeit der trunkſüchtigen Ausſchweifungen weiſt beſonders ihr intermittirendes Auftreten hin. Aber es klingt, als ſollte noch etwas Beſonderes angedeutet werden, wenn Holtei theatraliſch ſagt: Der Tod tobte ihm ſchon in den Adern, wenn Frau von Guſtedt ihn krank an Leib und Seele nennt, wenn Johanna Schopenhauer meint, daß Auguſts Zuſtand die Meiſten ſeine Rückkehr weder hoffen noch wünſchen ließ, wenn der alte Goethe geſagt hat: „Als er fort ging, gab ich ihn ſchon verloren“ (zu dem Kanzler nach Joh. Schopenhauer). Es taucht der Gedanke auf, ob etwa Auguſt in ſeinen letzten Jahren an beginnender progreſſiver Paralyſe gelitten habe, aber freilich fehlt es an allen Mitteln, die Vermuthung zu begründen. Man muß die Sache auf ſich beruhen laſſen.

Auch Auguſts Tod deckt noch ein gewiſſes Dunkel und es iſt fraglich, ob es gelingen wird, durch Veröffentlichung noch verborgener Actenſtücke alles klar zu machen. Auguſt reiſte bekanntlich mit Eckermann, ſie ſcheinen nicht

gut mit einander ausgekommen zu sein, Eckermann kehrte in Genua um. Ueber die Zeit der Reise liegen nur des alten Goethe briefliche Aussagen vor, die ziemlich gleichlautend in den Briefen an Zelter und an den römischen Kestner gegeben werden. Die Tagebücher Augusts waren wegen dessen „immer hervorstechender Individualität in ihrer eigensten Energie und Entschiedenheit" nicht mitzutheilen und sind auch jetzt noch unbekannt. Goethe, der am 28. März 1830 zu dem Kanzler gesagt hatte: „mein Sohn wird in Italien seine eigenen Wege gehen, das Lumpenpack kümmert sich viel um die Väter", beginnt seinen Bericht so: „Mein Sohn reiste um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich." Was heißt das „um zu genesen"? Körperlich war August nicht krank, denn er that alles, was ein Reisender thut, ging, fuhr, besuchte Theater u. s. w. Also muß es sich um eine geistige Krankheit gehandelt haben. Auf dem Wege von Genua nach Spezzia sei August gestürzt, habe das Schlüsselbein gebrochen, habe dann vier Wochen liegen müssen und dabei an einer Hautkrankheit gelitten, die bei der Hitze sehr beschwerlich war. Vielleicht hat es sich um Hitzefriesel gehandelt und vielleicht liegt in dieser Hautkrankheit der Keim der Sage von dem tödtlichen Scharlachfieber. August „übertrug dieses Uebel mit männlich gutem Humor" und sandte in der Folge musterhafte Tagebücher. Er sei über Florenz nach Livorno gegangen und von da mit dem Dampfschiffe nach Neapel gefahren. „Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß nicht recht ge-

fallen; ſie deuteten auf eine gewiſſe Haſt, auf eine krankhafte Exaltation." In Pompeji ſei er heiter, ja luſtig-lebendig geweſen. „Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die ſchon ſehr aufgeregte Natur nicht beſänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutſchen Männer und bedeutenden Künſtler ſcheint er auch nur mit einer fieberhaften Haſt genoſſen zu haben. Nach wenigen Tagen ſchlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Ceſtius auszuruhen, an der Stelle, wohin ſein Vater, vor ſeiner Geburt, ſich dichteriſch zu ſehnen geneigt war." Wenn jemand, der nichts weiter weiß, dieſen Bericht Goethes unbefangen lieſt, ſo muß ſich ihm der Gedanke aufdrängen: hier wird von einem Selbſtmorde erzählt. Die Betonung der krankhaften Erregung, die Wahl eines activen Wortes (er ſchlug den Weg ein), das Geheimnißvolle des Ganzen zwingen zu dieſer Deutung. Natürlich kann man ſich irren, aber ich möchte doch glauben, daß Goethe, als er jenes ſchrieb, den Tod ſeines Sohnes für freiwillig gehalten habe und an die anders lautenden Berichte nicht geglaubt habe. Ueber den Tod ſelbſt hat der römiſche Keſtner berichtet, von deſſen Briefen ich aber nur Bruchſtücke kennen gelernt habe. Am Freitag ſei Keſtner mit Auguſt bei Thorwaldſen geweſen, am Sonnabend habe er ihn und Preller zu Tiſche bei ſich gehabt, am Sonntage und Montage ſeien ſie zuſammen in Albano und Frascati geweſen. Auf dieſem Ausfluge wurde der Gaſt krank, nach der Rückkehr mußte er das Lager ſuchen. Dienstag ſchien die Krankheit unbedeutend, in der Nacht auf den Mitt-

woch trat der Tod ein. „Von zwei treuen Freunden und Landsleuten bewacht, deren Einer der treffliche Preller war", habe Keſtner Auguſt am Abende des 26. October verlaſſen. „Um zwei Uhr nach Mitternacht hörten die Wachenden einen tiefen Athemzug, und als ſie ihn aufrichten wollten, war er ohne allen Kampf hinübergegangen."

Etwas anders lautet der Bericht in einem Aufſatze Schröers, auf Grund der Angaben Prellers. Auguſt ſei auf dem Ausfluge von einem Fieber befallen worden, nachdem er ſich auffallend theilnahmelos gezeigt hatte. Sie ſeien am Montage zurückgekehrt. In der 2. Nacht ſei Auguſt aufgeſprungen, habe Preller umklammert, ſo daß dieſer erdrückt zu werden fürchtete. Preller und der Maler Rudolf Meier haben ihn mit Mühe in das Bett gebracht, dann habe Auguſt einen tiefen Athemzug gethan und ſei verſchieden. Der Arzt habe erklärt, Auguſt ſei an einer zurückgetretenen Hautkrankheit durch Gehirnſchlag geſtorben. Preller erkrankte in den erſten Tagen des November an den Pocken, man vermuthete daher, er ſei durch Auguſt angeſteckt worden. Demnach müßte doch auch Auguſt an den Pocken krank geweſen ſein. Aber die Anſteckung iſt gar nicht erwieſen, auch wäre die Zeit der Incubation etwas zu kurz.[1]) Die Erzählung, daß

[1]) Nach einer privaten Mittheilung beſtätigt die Witwe Prellers obige Angaben. Ihr Mann habe ihr Auguſts Krankengeſchichte nicht ein-, ſondern hundertmal erzählt. Auguſt ſei an den Blattern geſtorben, die zwar nicht zum Ausbruche gekommen waren, durch die Section aber feſtgeſtellt wurden. Es fand ſich Eine Blatter auf dem Gehirn [!]. Preller ſei bei der Section und dem Begräbniße

Auguſt an einem Scharlachfieber gelitten habe, finde ich nirgends begründet, ſie ſcheint mir höchſt unwahrſcheinlich zu ſein.

Keſtner hat dem Kanzler mitgetheilt „eine Notiz über den Befund der Aerzte, nach welchem das durch vorhandene krankhafte Localdispoſition vorbereitete Zerſpringen einer Ader im Kopfe die unmittelbare Urſache des Todes geweſen war.“ Düntzer ſagt in „Goethes Leben“ (1880): „Bei der Leichenöffnung fand man die Leber dreimal zu groß, das Gehirn mißgebildet“. Auf meine Frage nach dem Sectionsberichte hatte Herr Prof. Düntzer die Güte mir mitzutheilen, daß ſeiner Meinung nach der Sectionsbericht nicht vollſtändig veröffentlicht ſei. Ich weiß daher nichts weiter und kann nur ſagen, daß jene kurzen Angaben durchaus laienhaft und ungenügend ſind. Eine dreifache Vergrößerung der Leber (Holtei ſagt gar fünffach!) iſt Unſinn. Wenn eine Vergrößerung der Leber überhaupt gefunden worden iſt, ſo iſt ſie mit Wahrſcheinlichkeit als Alkoholwirkung aufzufaſſen, als das erſte Stadium der ſpäter in Schrumpfung ausgehenden „Säuferleber“. Was man ſich unter Mißbildung des Gehirns denken ſoll, iſt gar nicht zu ſagen. Eine angeborene Mißbildung kann nicht in Betracht kommen, da eine gröbere Störung nach der Anamneſe nicht anzunehmen iſt, feinere Abweichungen (etwa abnorme Faltenbildung) von einem römiſchen Arzte im Jahre 1830 nicht

---

noch zugegen geweſen, dann aber ſei er nach hauſe gefahren worden und die Blattern ſeien bei ihm ausgebrochen. Post hoc non est propter hoc.

beurtheilt werden konnten. Wahrſcheinlich iſt Mißbildung ſoviel wie Deformatio, d. h. Zertrümmerung eines Theiles des Gehirns durch einen Bluterguß, da Keſtner ſagt, daß eine Ader im Kopfe zerſprungen ſei. Dabei iſt freilich die Gehirnblutung als thatſächlich vorausgeſetzt, während nach Keſtners Bericht über den Tod man eher an Herzlähmung denkt. Wir haben nun verſchiedene Möglichkeiten. Wenn wir von der Pocken- und der Scharlach-Diagnoſe abſehen, ſo kann es ſich um einen apoplectiſchen Anfall gehandelt haben. Urſache eines ſolchen kann ein beliebiges Fieber nicht ſein, es müßte gerade eine Perniciosa beſtanden haben. Wahrſcheinlicher iſt, daß die Urſache des apoplectiſchen Anfalles eine ſchon vorhandene Gehirnerkrankung war, daß das Fieber nur den Anſtoß gab. Die Gehirnerkrankung könnte Wirkung des Alkoholismus oder progreſſiver Paralyſe geweſen ſein. Wenn ein 40 jähriger Mann an einem Gehirnſchlage ſtirbt, denkt man zuerſt an progreſſive Paralyſe oder an deren Urſache. Handelt es ſich nicht um einen Gehirntod, ſo wäre am einfachſten anzunehmen, Auguſt habe ſich ein römiſches Fieber zugezogen und bei dieſem ſei es zu der Lähmung des ſchon vorher kranken Herzens gekommen.

Bei alledem ſcheint die Annahme, daß Auguſt durch eigene Hand geſtorben ſei, nicht unbedingt ausgeſchloſſen zu ſein. Wäre es ſo geweſen, ſo hätten die Mitwiſſer alles thun müſſen, um den Thatbeſtand zu verdecken. Das römiſche Regiment kannte gegen Selbſtmörder kein Mitleid. Beſonders aber mußte der alte Vater geſchont

werden. Keſtner bemühte ſich um dieſen in rührender Weiſe. Er ſchrieb ſofort an den Kanzler von Müller, er möge ſich aller Zeitungen u. ſ. w. bemächtigen, damit Goethe nichts erfahre, und an Cotta, er möge verhindern, daß die Todesnachricht in die Zeitungen komme. Er machte in Rom einen Anſchlag an geeigneten Stellen, der die Bitte enthielt, man möge in den erſten acht Tagen über Auguſts Tod nicht berichten. An den Kanzler ſchrieb Keſtner auch, er habe in dem anliegenden Briefe dem Vater die letzten Lebensumſtände gemeldet, „die den Nachgebliebenen immer ſo theuer ſind, und zur Beruhigung gereichen.“ Man weiß eben nicht, wie weit das Streben nach Beruhigung gereicht hat und die Mitwiſſenden zum Schweigen verpflichtet hat.

Höchſt unglücklich für beide Theile und für die Nachkommenſchaft war die Verbindung von Goethes Sohne mit Ottilie von Pogwiſch. Dieſe war durchaus eine dégénérée. Den „verrückten Engel“ nannten ſie ihre Freundinnen, die „Frau von dem anderen Stern“ ſagte Frau von Guſtedt. Sie war leidenſchaftlich, unſtet, phantaſtiſch, trotz vieler guten Eigenſchaften und ausgezeichneter Befähigung. Sie konnte weder als Mutter im phyſiologiſchen Sinne, noch als Erzieherin der krankhaften Art ihres Mannes ein Gegengewicht geben. Ihre Kinder waren in jeder Hinſicht zu bedauern.

Der älteſte Sohn, Walter Wolfgang wurde am 9. April 1818 geboren. Er war ein ſtiller ergebener Menſch. Er widmete ſich ſpäter beſonders der Muſik und fühlte ſich tiefgekränkt durch die Nichtbeachtung ſeiner Compoſitionen.